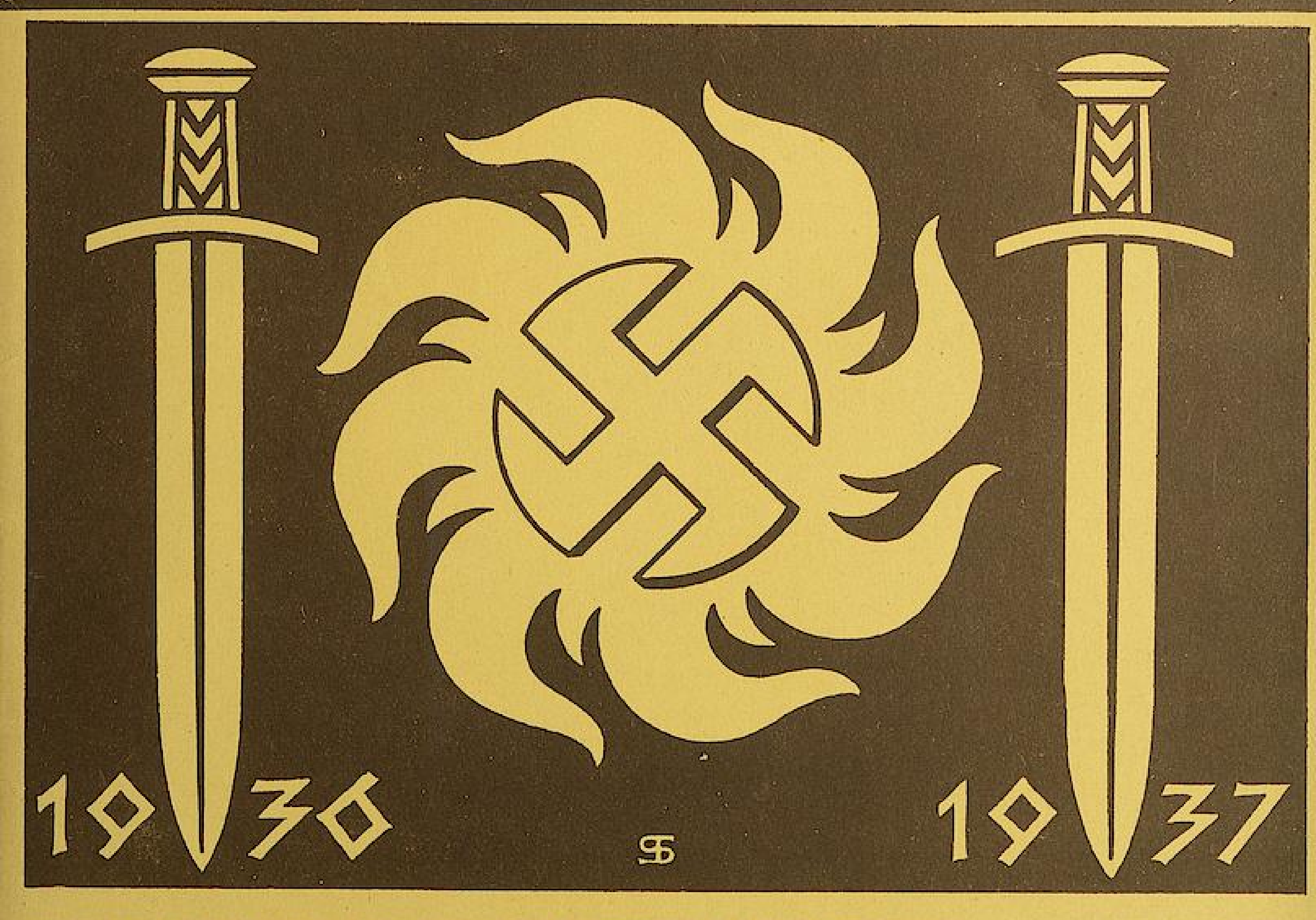
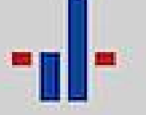
BERLIN, DEZEMBER 1936 · III. JAHRGANG 12. FOLGE
MIT INHALTSÜBERSICHT DER JAHRGÄNGE 1934/36 PREIS 20 RPF.

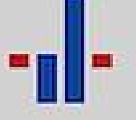
DER SCHULUNGSBRIEF

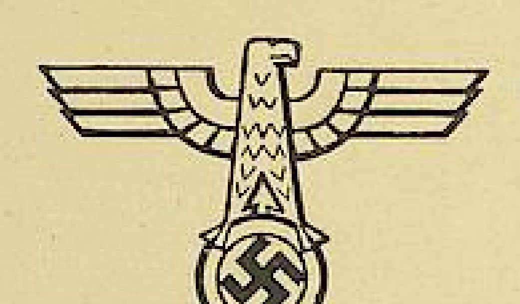


DER REICHSORGANISATIONSLEITER DER NSDAP, HAUPTSCHULUNGSAMT u. SCHULUNGSAMT DER DAF.



RICHARD WAGNER



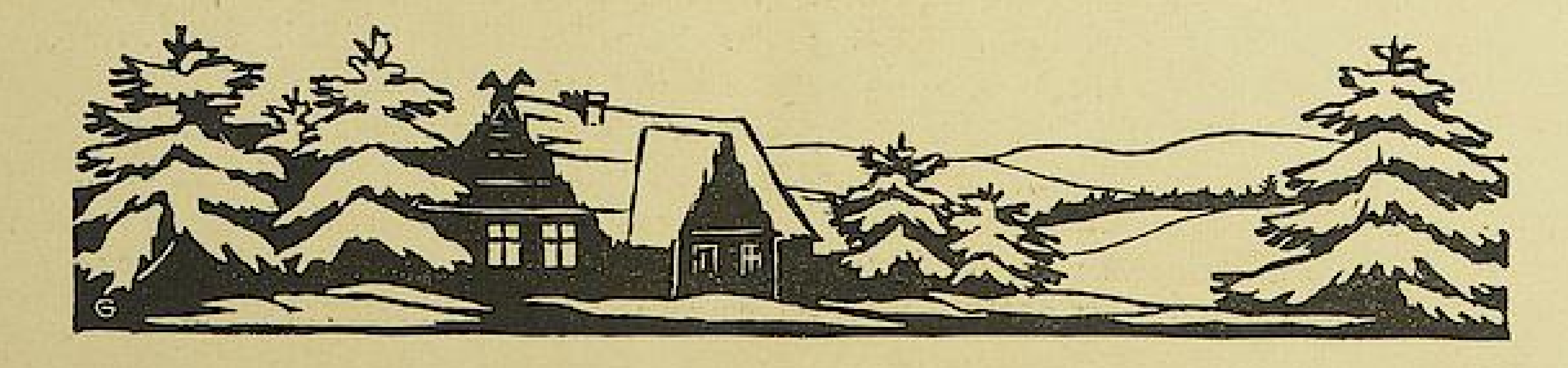


BERLIN, DEZEMBER 1936 · III. JAHRG. · 12. FOLGE

Der Schulungsbrief

Hauptschulungsamt der NSDAP. und der DAF.

Aus dem Inhalt:



Dr. Lindow:

Richard Wagners Unsterbliches Vermächtnis

In Richard Wagners früheste Jugend scholl der Donner der Kanonen der Völkerschlacht von Leipzig, und es scheint wie ein Symbol, daß in den Tagen, da der Mann seinen Erdenwandel beginnt, der durch die Kunst das deutsche Volk zum Bewußtsein seiner selbst führen will, zum erstenmal wieder deutsche Männer aus fast allen Stämmen und Gauen sich zusammenschließen zum Kampf gegen den fremden Eroberer Napoleon.

Vom früh verstorbenen Vater erbt Wagner die leidenschaftliche Liebe zum Theater. Die ersten dramatischen Versuche des Gymnasiasten zeigen in kindlicher Überspannung im Keim schon zwei wichtige Wesenszüge: ein ungeheuer hohes Ehrgefühl und ein übersteigertes Heldentum.

Dann kommt das große, das bestimmende musikalische Erlebnis. Der Junge hört den „Freischütz", Karl Maria von Webers neue Oper. In die verwelschte und verjudete Welt der großen Oper mit ihrem äußerlichen Gepränge, ihrem unechten Pathos, klingt mit dieser Musik plötzlich der ganz neue Ton der deutschen Sagen und Volkslieder, in die hinein der Wald mit seinem heimlichen Zauber rauscht, den nur das deutsche Gemüt recht erfühlen kann. Hingerissen lauscht Wagner ihrem Klang. „Nicht König, nicht Kaiser – aber dastehen und das Orchester dirigieren" wie Weber: das ist ihm von nun an Wunsch und Ziel.

Über Würzburg, Magdeburg, Königsberg nach Riga führt der erste Weg des Musikers Wagner. Aufsteigen will er und strebt hin nach Paris, nach dem glänzenden Mittelpunkt der damaligen Welt und der Kunst, von der er noch glaubt, daß sie international sei und dort anerkannt werden muß, wo das Leben am heftigsten pulst. Die bitteren Enttäuschungen in Paris, wo er bis zu demütigender Fronarbeit sinkt, zerstören diesen Wahn. Er lechzt nach deutschem Wesen, greift zur Geschichte, zu den Volksbüchern und Sagen. In der Fremde reift er zum Deutschen. Erfahrung und Not lassen in ihm die heilige Überzeugung aufsteigen, die er später im Jahre 1849 in die wenigen Worte gefaßt hat: „Der französische Geist, die französische Sprache wollen mir nicht zu Herzen gehen; ich bin nicht als europäisches Weltkind – ich bin als Germane geboren!"

Inmitten der Pariser Welt, die ihn abstößt mit ihrem rein materiellen Getriebe, vollendet Wagner sein erstes großes Werk: den „Rienzi". Ein revolutionäres Drama schafft er, das vor uns die Tragödie eines Führers entrollt, der seiner hohen Aufgabe nicht voll gerecht wird, der das harte Gesetz verletzt, das vom Führer gänzliche Hingabe verlangt, und der deshalb unterliegt. Daneben aber stellt Wagner die Tragödie des Volkes, das noch unreif ist für seine Aufgabe. Den Führer verläßt es verblendet, und Knechtschaft ist daher sein Los.

Den Ruf an die Dresdner Hofoper bringt der „Rienzi" Wagner ein. An Webers Platz steht er, den er einst für sich erträumte. Aber wenn er zum Deutschtum in der Musik, zu Gluck und Beethoven führen will, stößt er auf Böswilligkeit und Unverstand. Die Zeit kann und will ihn nicht verstehen, das Spießertum ist sein Todfeind. So flucht er dem „Pfuhl der bürgerlichen Vortrefflichkeit und Großherzigkeit", der „zivilisierten Barbarei". Gellend schallte sein Kampfruf: „Halten wir uns an die Jugend, das Alter laßt verrecken, an dem ist nichts zu holen. Euch Jungen gehört die Zukunft, für die wir Einsamen

arbeiten, ohne eine andere Freude als die Hoffnung auf die Zukunft! In unserem Kampfe um die Kunst hilft keine Farbe als die ganz bestimmte: erlaubt mir hier so rot als möglich zu sein." Kein Wunder, daß Wagner sich der revolutionären Bewegung des Jahres 1848 verschreibt, nicht, weil er ihre politischen Ziele in allen Einzelheiten voll bejaht, sondern einfach, weil sie revolutionär ist und Todfeindin des herrschenden Geistes zu sein scheint. Sie scheitert, und Wagner muß fliehen, in der Schweiz Zuflucht suchen.

Nun hat er Muße, sich klarzuwerden über das Ziel seines Kampfes. Er wirft die grundlegende Frage auf nach dem Verhältnis zwischen

Kunst und Revolution.

Sind beide Feinde, wie damals und bis in unsere Tage hinein von Männern in stillen Gelehrtenstuben behauptet worden ist, oder müssen sie vielmehr zuzeiten einmal sich zusammenfinden?

Im griechischen Theater erkennt Wagner sein Ideal, denn dort schweigt der Lärm des Tages, der Streit der Staaten, Gemeinden und Individuen verstummte, und jeder einzelne fühlte sich durch das Erlebnis eines großen Kunstwerkes als Glied einer Gemeinschaft, als Volk. Das ist die nationale Aufgabe einer Kunst, die von starken, freien und schönen Menschen getragen werden muß. Wie demütigend dagegen ist die Stellung der Kunst in den christlichen Jahrhunderten als Dienerin der Kirche und als Magd der Fürsten. Anstatt sich von solch unwürdigen Bindungen zu befreien, verkauft dann im 19. Jahrhundert die Kunst sich einer viel schlimmeren Herrin: der Industrie, dem Gelde. Der Jude steigt in einer dem Kapitalismus verfallenen Welt unaufhaltsam zur Herrschaft empor. In ihm erkennt Wagner klarer als einer seiner Zeitgenossen den eigentlichen Feind des deutschen Wesens wie der Kunst. Im Jahre 1850 veröffentlicht er seine Kampfschrift: „Das Judentum in der Musik." Der Antisemitismus wird zum erstenmal in seinen rassischen Wurzeln klargelegt. Fremd ist der Jude, kann nur zersetzen und zerstören. So aber ist Wagners Entschluß: Wenn die deutsche Kunst leben soll, muß ihr der Weg bereitet werden durch die deutsche Revolution. Wie Stimmen unserer Zeit klingen des Meisters Rufe nach dieser großen deutschen Revolution.

Mit dem „Fliegenden Holländer" beginnt Wagner den revolutionären Weg auch in der Musik zu schreiten, und damit nimmt er zugleich den Kampf auf gegen Feindschaft und Gleichgültigkeit.

Um Erlösung geht es im „Holländer" wie später auch im „Tannhäuser". Aber es handelt sich bei Wagner nicht um jenen aus östlichem Geistesgut stammenden Gedanken, daß Erlösung nur aus überfließender Gnade dem reuigen Sünder zuteil werden kann. Die Menschen Wagners werden frei durch die eigene lösende Tat, bei der die Liebe die Ichsucht niederzwingt und den ersten Schritt tun läßt, der zur Gemeinschaft führt: den Schritt vom Ich zum Du. Nicht zufällig erhebt Wagner dann im „Tannhäuser" und im „Lohengrin" die Forderung auch nach der politischen Gemeinschaft des Volkes, wenn er den „verderbenvollen Zwiespalt" geißelt und seinen König Heinrich die Männer aus allen Stämmen und Gauen rufen läßt:

Nun ist es Zeit, des Reiches Ehre zu wahren,
ob Ost, ob West, das gelte allen gleich!
Was deutsches Land heißt, stelle Kampfesscharen,
dann schmäht wohl niemand mehr das deutsche Reich!

Tritt hier schon die Kraft der Ehre in den Mittelpunkt, so hat Alfred Rosenberg für „Tristan und Isolde" überzeugend darauf hingewiesen, daß bei Wagner im Gegensatz zur mittelalterlichen Dichtung über dem Drama der Liebe das Drama der Ehre steht.

Wie wenige Menschen hat Wagner die ungeheure wirkende Kraft der Vergangenheit gefühlt. Er sucht in der Vergangenheit das Leben, und er findet es am ursprünglichsten in Werken, die aus der Tiefe des Volkes selbst emporsteigen und all seine Sehnsucht, seine Freude und sein Leid umschließen: in einem

schlichten Lied, im Märchen, in der Sage, kurz: im Mythos.

Begeistert begrüßt Wagner die Sagen von Siegfried und von den Nibelungen. Wenn Wagner von seinem Siegfried sagt, er wisse das Höchste, daß Tod besser ist als Leben in Furcht, so ist das die germanische Auffassung vom Helden, die nichts gemein hat mit dem vom bloß kraftstrotzenden, immer siegreichen, zum „happy end" lachend emporgeführten Kinohelden der modernen Zeit. Unter schweren Kämpfen hat der germanische Held seinen Weg tapfer zu gehen, und am Ende wartet seiner ein tragisches Schicksal. Leben, Sippe und Ehre stehen als Werte übereinander, und die Ehre ist das Höchste von den dreien.

Zu einer gewaltigen Weltschau, zur Deutung der Vergangenheit und Gegenwart, zur glühenden Forderung für die Zukunft wachsen die vier Werke empor, die Wagner zur riesenhaften Einheit: „Der Ring des Nibelungen", zusammengeschlossen hat.

Macht oder Liebe, Egoismus oder Gemeinschaft heißt die Kernfrage. Der mißgestaltete Alberich verkörpert die kapitalistische Macht in ihrer tätigen Form, wie sie in unserer Welt der Jude am ausgeprägtesten übt, um sein Endziel zu erreichen: die Weltherrschaft, in der das Geld als einziger Wert aufgerichtet ist, vor dem alles am Boden sich winden soll. Der Riese Fafner, der in Wurmgestalt wachend über dem Hort liegt, verkörpert die andere, die typisch bürgerliche Form des Kapitalismus, die es sich träge genug sein läßt am Besitz, ohne weiter zur Herrschaft zu streben. Siegfried aber, der gegen der Götter Satzung und Willen zur Welt kommt, und sich frei das Leben erobert, lebt uns das germanische Heldenleben vor, das mit dem tragischen Tode endet und in der herrlichen Trauermusik seine schönste germanische Verklärung findet. Man vergleiche nur die Trauermusiken der Slawen und Romanen mit denen deutscher Meister.

Eine andere Gestalt tritt Wagner nahe, während er sich mit Siegfried beschäftigt: Jesus von Nazareth. Auch in ihm sieht Wagner den idealen germanischen Kämpfer, der sich empört gegen die im Materialismus verkommende jüdisch-römische Welt und hinführt zu neuer Gemeinschaft.

In den „Parsival" ragen ähnliche Gedanken hinein. Die Abendmahlsfeier deutet an, daß Jesus gestorben ist wie Siegfried, nicht um durch seinen Tod den Blick abzulenken vom Leben, sondern um Vorbild und Stärke zu geben für den Kampf in dieser Welt.

„Die Meistersinger von Nürnberg" endlich, die Wagners volkstümlichstes Werk geworden sind, lassen einen revolutionären Sturmwind hineinblasen in eine konservative Welt, in der die Regeln Selbstzweck geworden sind und das Leben hemmen, das sie fördern sollten. Über Bosheit und Unverstand schlägt Hans Sachs die Brücke vom Alten zum Neuen. Nicht völlig hemmungslos darf eine junge revolutionäre Bewegung vorwärtsstürmen. Auch die Jugend — und gerade sie muß Ehrfurcht empfinden vor den großen Werken der Ahnen. Zertrümmern soll sie das Tote, Schlechte der Vergangenheit, das Gute aber einfügen in die Grundfesten ihres neuen Baues. Tradition und Revolution finden sich zu fruchtbarer Einheit.

Am Abend des Tages von Potsdam fand sich das deutsche Volk mit seinem Führer zusammen zu einer festlichen Aufführung der seitdem oft wieder erlebten „Meistersinger".

Der Augenblick des Durchbruchs der deutschen Revolution, die Wagner brennend ersehnte, hob sein Werk zugleich zu seiner wahren Bedeutung empor als ein wirkendes Vermächtnis an die deutsche Nation.

*

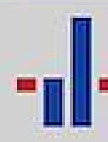
25. Mai 1813 geboren in Leipzig. 10. Januar 1833 erste Aufführung der C-dur-Sinfonie im Gewandhaus. 1833 Chordirektor in Würzburg. 1834 Kapellmeister in Magdeburg. 29. März 1836 erste Aufführung von „Das Liebesverbot" in Magdeburg. 1836 Kapellmeister in Königsberg. 1837—39 Kapellmeister in Riga. Arbeit an „Rienzi". 1839—42 Aufenthalt in Paris. 1841 Beginn der Arbeit am „Fliegenden Holländer". 20. Oktober 1842 erste Aufführung des „Rienzi" in Dresden. 2. Januar 1843 erste Aufführung des „Fliegenden Holländer" in Dresden. 2. Februar 1843 Hofkapellmeister daselbst. April 1845 „Tannhäuser" vollendet. 19. Oktober 1845 Revolution in Dresden. Wagner muß fliehen. 1849—1860 Asyl in der Schweiz, „Tristan"; Beginn der Arbeit an dem „Ring des Nibelungen". 28. August 1850 erste Aufführung des „Lohengrin" in Weimar unter Liszt. 1864 Berufung nach München durch König Ludwig II. 10. Juni 1865 erste Aufführung von „Tristan und Isolde" in München. 21. Juni 1868 erste Aufführung der „Meistersinger" in München. 1866 Wagner muß München vor der Hetze der Gegner verlassen, geht nach Triebschen bei Luzern. Arbeit am „Ring des Nibelungen". 1872 Übersiedlung nach Bayreuth. Grundsteinlegung zum Festspielhaus. 1874 „Der Ring des Nibelungen" vollendet. August 1876 erste Aufführung des „Ringes" im Festspielhaus. 1882 erste Aufführung des „Parsival" im Festspielhaus. 13. Februar 1883 Wagner stirbt in Venedig.

Friede auf Erden.

Doch es ist ein ew'ger Glaube,
Daß der Schwache nicht zum Raube
Jeder frechen Mordgebärde
Werde fallen allezeit:
Etwas wie Gerechtigkeit
Webt und wirkt in Mord und Grauen,
Und ein Reich will sich erbauen,
Das den Frieden sucht der Erde.

Mählich wird es sich gestalten,
Seines heil'gen Amtes walten,
Waffen schmieden ohne Fährde,
Flammenschwerter für das Recht,
Und ein königlich Geschlecht
Wird erblühn mit starken Söhnen,
Dessen helle Tuben dröhnen:
Friede, Friede auf der Erde!

Conrad Ferdinand Meyer



Ernst Moritz Arndt

Die Ewigkeit des Volkes

Die alte und die neue Welt / Die neue Welt ist unter einem anderen Gesetz und einem anderen Gott gebildet als die alte; aus dem Gefühl eines erniedrigten und kümmerlichen Geschlechts sah der Mensch in ihr nach einem anderen Leben als diesem hin und nach einem Gott außer der Natur. Es mußte also zwischen diesem Menschen und der Natur, die seine Natur gewesen war, eine Trennung erfolgen. Er fing an, das Herrliche zu verachten, was er hatte, um sich etwas herrlicher zu träumen, was er glaubte. Der höchste Trieb, der nun Welttrieb werden sollte, riß ihn unwiderstehlich weg von der Erde und ihren Genüssen, aber der unschuldige Instinkt war aus der Jugendzeit noch mächtig da und zog mit seinen süßen Lockungen selbst das alternde Menschengeschlecht wieder zum alten Naturgenuß zurück. Dies gab Kampf zwischen Himmel und Erde, und im Streit hat mein Geschlecht gelebt seit der Herrschaft des Christentums auf Erden. Doch endlich war der Kampf durchgekämpft, der physischen Stärke ward weniger, und der Sieg schien da zu sein. Aber mit der Stärke ist auch die Schnellkraft dahin; entkörpert genug sind die Sterblichen. Ich will ein Gleichnis sprechen, was es erklärt. Ein unheilbares Übel ist dir durch die Lebenssäfte bis in das innerste Mark gedrungen, du kommst zu mir, dem Arzte; ich verspreche dir Hilfe und treibe wirklich das Übel aus: aber die Mittel sind so drastisch, daß auch das Mark mit ausgesogen und ausgeschwitzt ist. Du bist des Übels genesen, aber die alte Gesundheit kommt nimmer wieder. Gerade soweit hat der Geist die Zeitgenossen gebracht. So ward ein Gott außer der Welt, die Welt selbst zerstückelt als Maschinenwerk, der Mensch blieb, was er schon war, seelen- und nervenlos. In diesem Geist ging die Bildung fort. Kein einzelner vertraute sich mehr und achtete sich so wie in alten Tagen. Sie stehen und zagen ohne Liebe, ohne Genuß und wollen nicht hinein in den feurigen Tod der Verwandlung, damit ihnen wieder Leben werde. Ohne Mitleid riß der Geist die Welt in allen ihren Gliedern auseinander und anatomierte in der Freude des Wissens und Klügelns diese blutigen und zuckenden Glieder. Wie hat man die Natur und ihre Produkte verarbeiten und bearbeiten gelernt, indem man die Ansprüche aufgab, ihr Gefühl zu dem seinigen zu machen! Ackerbau und Handel, Bergbau, Fabriken und Manufakturwaren, Häfen, dem Meere abgezwungen, Kanäle durch Gebirge geführt, Maschinen, durch Wasser, Feuer und Luft, für tausend Hände arbeitend, sind treffliche Denkmäler der Zeit. So ist endlich eine solche überkünstliche Staatsmaschinerie entstanden, daß selbst die Gescheitesten die Maschine nicht mehr im Gang erhalten können. Dem schon geschwächten Menschengeschlecht hat diese Umgarnung die letzte Kraft genommen. / Ich sage es geradezu: der Geist hat die Natur auf den Kopf gestellt und, was Unten war, zu Oben gemacht. Des Geistes Wesen ist das Scheiden und Ordnen, das Bestimmt-und-scharf-von-einander-und-einander-entgegenstellen, kurz, das Vernichten und das Entgöttern, denn in der Ganzheit ruht die Göttlichkeit und die Religion. / Es ist ein fürchterliches Gedränge in der Welt um das tägliche Brot, so fürchterlich, wie es früher nie gewesen. Alle Staaten, alle Völker sind auf das Äußerste angestrengt, die Finanz ist die erste Wissenschaft des Staates geworden, und auch die einzelnen Menschen müssen nun schon ein wenig mitfinanzieren.

Umkehr ist not! / Erst wird Elend, Armut, Jammer über den größten Teil der gebildeten Welt gehen, Millionen werden vom Schwert, von Hunger und Seuchen, Hunderttausende von Sorgen und Schrecken vertilgt werden. Aber auch inmitten des Kampfes und des Dranges der Dinge werden alle lebendigsten und kühnsten Kräfte des Menschen zur Arbeit aufgerufen; inmitten des Kampfes wird ein kühneres, vielleicht wilderes Geschlecht erwachsen, das an andere Geister appellieren und andere Götter anbeten wird, als die Väter taten. Dieses Geschlecht wird die Naturkraft hervorsuchen für die Maschine, den natürlichen Gott, den alten Gott der Welt, anbeten für den metaphysischen, der heiligen und allmächtigen Begeisterung und vertrauen für die unheilige und ohnmächtige Verstandeskälte. Bis auf diesen Punkt, wo er seine Nichtigkeit beweisen sollte, muß uns der Verstand führen und uns hilflos verlassen. Die Verzweifelnden und Verlassenen werden eine Zeitlang in hilfloser Irre tappen, dann wird sich ein besserer Führer finden und die Welt und die Menschheit in schönerem Gleichgewicht sich umschwingen.

F. H. WOWERIES:

Tatglaube nicht Wortklaube!

„Deutschland allein unter allen Nationen wahrt heute noch ein lebendiges, entwicklungsfähiges Heiliges; unausdenkbar ist es, wie alles, was von Gott kommt, man muß deutsch geboren oder geworden sein, um zu wissen, wovon die Rede ist . . ."
Houston Stewart Chamberlain.

Weihnacht und Jul heiligen das Wunder des immer neuen Werdens, das Wunder der Geburt. Gefeiert wird der Glaube an die Wiederkehr neuen Wachstums aus eigenem Blut und eigenem Boden. Es ist der Glaube der Erlösung durch das Kind.

So sind Vaterland und Muttertum im tiefsten Sinne die Träger des Festes. Und darum nur konnte es unser Volk so mit aller Innigkeit erfüllen, wie das kein anderes vermochte.

Wie tief die beiden Grundbegriffe des irdischen Daseins, Vaterland und Muttertum, im Weihnachtsbrauchtum verwurzelt sind, das kommt in allen deutschen Häusern Jahr für Jahr wieder zum Ausdruck, wenn glückliche Kinderhände die neuen Gaben umschließen. Sind es doch Gaben, die in der Mehrzahl keineswegs nur schlechthin Unterhaltungsspielzeug darstellen, sondern symbolhafte Geschenke, die den Ernst des späteren Lebenskampfes bereits anklingen lassen. Es sind Gaben, die schon im Kinde ruhende Instinkte des harten und schmerzvollen Lebenswillens und der Arterhaltung zu wecken beginnen. Die meisten Weihnachtsgeschenke führen das deutsche Kind zu Träumen, vor denen später der Mann und die Mutter noch Achtung und Ehrfurcht haben sollen als vor dem, was ihrer Jugend Schwingen gab.

Männlicher und mütterlicher Lebenswille ist so der Sinn und tiefste Inhalt unserer Weihnacht. Beides lebt gleich stark in der am Lichterbaum versammelten Familie und im trotzigen Flammengruß der jungen Mannschaft, die ihre Bergfeuer zur Winterwende der wiederkehrenden Sonne entgegenleuchten lassen.

Männlicher und mütterlicher Lebenswille, eines ohne das andere unmöglich, schenken und empfangen am Lichtsymbol, was der Dienst an der Gemeinschaft, das Sichschenken an das Wir fordern muß vom Ich und vom Mein für das Unser. Nur so wird dem einzelnen, der guten Willens ist, die frohe Botschaft vom Wohlgefallen unter den Menschen und vom Frieden verständlich und sinnvoll.

Geburt und Gedeihen, Muttertum und Vaterland, Familie und Mannschaft, eigenes Heim, Elternhaus und freie Heimat, Immergrün der Lebenskraft und glutvolle Bereitschaft, das alles erfüllt unsere Feiertage in der stillen wortlosen Vielfalt seiner deutscher Innigkeit.

Über allem aber steht dabei der große Glaube an das noch höhere Wesen im Menschendasein, der Glaube an das höchste Glück der Erdenkinder, an das Göttliche in der Persönlichkeit. Das Heilige im Menschen will etwas sehen und feiern, dem es folgen und dienen darf, ohne sich und allem Guten zu schaden; es sucht eine Idee. Und es ist menschlich, daß dieses hohe Sehnen nach Gutem und wahrhaft Schönem auch immer wieder die Sehnsucht enthält nach einer begnadeten Persönlichkeit, einem Führer zum höchsten Einsatz der Idee im Ringen um Gut oder Böse. Immer nur dann, wenn Persönlichkeit und Idee in einem Träger zusammen geboren werden, beginnt eine große Stunde der Ewigkeit. Wenige nur werden dann ausgezeichnet durch die Fähigkeit, einen solchen Großen unter den Menschen noch zu seinen Lebzeiten zu erkennen. Die Nachwelt erst findet sich dann bereit, den Gottessohn allgemein anzuerkennen und die Sehnsucht nach einem gleichen Erleben des Größten wachzuhalten, bis die Erstarrung nach neuer Belebung verlangt. Mit der Erstarrung alter Glaubensformen wächst das Verlangen nach neuen, die dem guten Sinne des durch Generationen hindurch treu Erhaltenen verwandt sind. Ist es in solcher Zeit nicht geradezu geistliche Pflicht, das Einstige im Heutigen neu zu beleben, ohne dabei neuen Wein in alte Schläuche zu füllen?

Wir brauchen einen, der so vor uns steht, daß auch wir wieder unserer eigenen Gotteskindschaft uns bewußt werden; einen Gottessohn, der seinen

Brüdern dieses große Bewußtsein durch Taten offenbar werden läßt. Aus dieser Sehnsucht heraus geschieht es, daß in allen Gauen die sonst häufig recht stillen Kirchen übervoll sind am Geburtsfest jenes einen Gottessohnes, den wirklich alle ohne Unterschied des Wissens und trotz des mancherlei fremden Beiwerks und fremder oder erstarrter Formen heute noch verstehen zu können glauben. Denn es ist nun einmal noch nicht jedem vergönnt, mehr Gestirne am Himmel der Ewigkeit zu sehen, als gewisse Lehrer und Erzieher ihm zeigten. Nicht groß ist die Zahl der darüber hinaus Auserwählten, die mitberufen wurden, das Göttliche auf Erden zu erkennen oder gar selber in Stein und in der Sprache, in Vers und Farbe, Erz und Ton erklingen zu lassen. Wer aber das Rüstzeug zur Sicht in größere Weiten nicht hat, wem es nicht vergönnt ward, Religion im schöpferischen Gottsuchen der Kunst zu finden, der sucht alles, was er an Sehnsucht danach in sich trägt, in das Nächstliegende, in das mit seinen Sinnen noch eben greifbar über ihm Stehende hineinzulegen. So soll man denen keinen Vorwurf machen, die ihren Gott dort zu finden meinen, wo auch heute ein vom Schöpfer besonders Gesegneter unter uns steht. Denn es hat niemand ein Recht darauf, jene endlich zu einem Glauben gekommenen Menschen unseres Volkes zu schmähen, die erst in unseren Tagen ihren Gottsohn und den Vater im Ewigen wiedergefunden haben. Am wenigsten kommt denen ein Schmährecht zu, die es bis dahin nicht verstanden hatten, diesen im Innersten glaubensbereiten Menschen ihren Gott zu geben. Jene „giftigen Krummen", die in der mundfertigen Beflissenheit ihrer spitzen Zungen auffallend schnell bereit sind zum dämonischen Urteil und Gericht, sie sollten nicht beachtet werden, denn ihre enge Ängstlichkeit beweist vor allem das Fehlen eines eigenen großen Glaubens. Wer aber selber kleingläubig ist, der kann nicht Führer sein zu jener großen Gläubigkeit, von der wir heute mehr denn jemals zuvor wissen, wie sie gerade denen alles ist, die auf dieser Welt sonst nichts mehr hatten. *Wer selber lieblos ist, der kann einem Volk, das den Haß überwunden hat, nicht gerecht werden.* Jene anderen haben Mörder- und Brandstifter mit göttlichem Schein umnebelt; sie sehen von oben herab, haßerfüllt und kalt, auf den, der heute erst seinen Glauben fand. Aber weiter, unendlich weiter sieht doch, wer aus der Tiefe zu den Sternen blickt, und sähe er auch nur einen einzigen Stern leuchten an dem unendlichen „Himmelreich *in uns*".

Und denen, die erst in unseren Tagen ihren Stern gefunden haben, die nun beglückt und gläubig aus der lichtlosen Tiefe enger Täler zur Höhe wandern, denen sei gesagt, als Bitte und Gebot: „Haltet das Göttliche, das ihr fandet, *in* euch! Schweiget von jenen letzten Dingen, die noch werden wollen und der stillen, langen Reifezeit bedürfen. Wer deutsch geboren oder geworden ist, der weiß, wovon die Rede ist, auch wenn davon nicht laut und lärmend gesprochen wird. Wer heute lebt und nicht empfindet, daß unsere Gegenwart sichtbar vom Höchsten gesegnet wurde, der wird auch unsere Worte nicht verstehen. Wer heute noch nicht fühlt und erkannt hat, wie Menschen und Völker Erlösung vom Übel ihres schmählichen Unterganges finden, der ist nicht reif für das Mysterium der Idee und wird uns immer falsch verstehen. Und schließlich wird auch hier der Mann, der tausendmal in unserer Zeit allein Recht behielt, die rechten Worte zur rechten Zeit zu finden wissen. Deshalb sei euch gesagt: Glaubet und laßt den Glauben ohne Pathos nur in Taten sprechen. Alles übrige liegt in dem, was in unseren Festen liegt. Wir wollen dem billigen Lippenbekenntnis unsere Verachtung entgegensetzen und der Überzeugung leben, daß es für uns nichts Höheres gibt, als das *Evangelium der Leistung.* Leistung an der äußerlich vielleicht unscheinbaren Stelle, die das Schicksal uns anvertraut hat. Große Leistung im Kleinsten ist unendlich viel mehr als große Worte im Größten. Wir leben seit 1933 im Inneren unseres Reiches in einer Lage, die die Größe unseres Glaubens mehr nach Leistung oder Tat, als nach Worten erkenntlich werden läßt. Das gilt auch in den Dingen des Glaubens. Was sind da Worte? Die Sterne erreicht unsere Stimme nie, die Tiefe aber würde sie im Sumpf ersticken, oder die „vielen, reißenden Wölfe" am Weg fänden so manche Fährte früher als das erste zarte Leuchten des neuen Tages sein Licht über einem aus seiner Not sehend gewordenen Geschlecht in tausendfachem Glanze strahlen läßt zum Anbruch einer neuen Zeit, die unsere Zeit sein wird.

Dr. F. Burgdörfer

Den Frieden wollen, heißt ihn sichern können

Völkischer Lebenswille und Wehrkraft

Möge das deutsche Volk auch zu dieser seiner wichtigsten Lebensfrage ein hundertprozentiges Bekenntnis, ein Bekenntnis der Tat ablegen, das seinen Bestand nach Zahl und Art und damit die erste grundlegende Voraussetzung seiner Wehrkraft, seiner Freiheit, seiner Ehre, sein er Zukunft für alle Zeiten sichert.

Weihnacht und Jul umschließen als das Fest der Geburt und des Immerwiederkehrens neuen Wachstums eine Daseinsfrage, deren grundsätzliche Wichtigkeit gerade für unser Volk und unsere Zeit von besonders ernsthafter Bedeutung ist. Da kann gar nicht oft genug und auch nicht eingehend genug nach Klarheit der Lage gesucht werden, um jedem noch immer ahnungslosen Volksgenossen zu zeigen, wie hier Wohl und Wehe unseres Volkes entscheidend beeinflußt wird.

Gerade die stillen Stunden dieser Feiertage sollen für den verantwortungsbewußten Volksgenossen nicht vorübergehen, ohne sein Wissen auf diesem lebenswichtigen Gebiet der Nation weiter vertieft zu haben, damit nicht zum schweren Schaden aller die Zahl der glückstrahlenden Kinderaugen von Weihnacht zu Weihnacht immer noch kleiner wird, als dies ohnehin schon in Deutschland der Fall ist.

Keiner kann hier bessere Auskunft geben als der verdienstvolle Direktor im Statistischen Reichs-Amt und Mitarbeiter der Reichsschulungsbriefe, Dr. Fr. Burgdörfer, dem die Schriftleitung hier das Wort gibt zu einer Zahlenbeweisführung, die insbesondere darlegen soll, wie stark der „Frieden auf Erden" von der Zahl derer abhängt, die ihn schützen können. Gerade auch der geschichtliche Hauptartikel dieses Heftes lehrt die Wichtigkeit dieses Themas. Wow.

Über die Bedeutung der Wehrmacht für das Leben eines Volkes und für die Stellung eines Staates in der Welt braucht man heute keine Worte zu verlieren. Die drastischen Lehren, die uns die einseitige Entwaffnung unseres Landes durch das Diktat von Versailles erteilt hat, haben es auch dem einfachsten Volksgenossen klargemacht, daß ein Staat ohne Machtmittel zum Spielball der andern hochgerüsteten Staaten werden muß, daß einem solchen Staat auch sein gutes Recht wenig nützt, wenn er nicht die Macht hat, diesem Recht Geltung zu verschaffen. Es ist ferner jedermann klargeworden, daß die wehrpolitische Macht- und Kraftlosigkeit eines Staates nicht nur nicht den Frieden sichert, sondern eine Atmosphäre allgemeiner Unsicherheit hervorruft, in der auch Wirtschaft, Handel und Wandel nicht gedeihen können. Wenn aber die traurigen Erfahrungen, die das in Versailles entwaffnete Deutsche Reich machen mußte, nicht glaubwürdig genug erscheinen sollten, so dürfen wir uns auf die bekannte Unterhausrede Baldwins berufen, in der er — freilich im Blick auf

sein Land, aber doch wohl allgemeingültig — ausführte, daß „ein Land, das nicht gewillt ist, die notwendigsten Vorsichtsmaßnahmen zu seiner eigenen Verteidigung zu ergreifen, niemals Macht in dieser Welt haben wird, weder moralische, noch materielle Macht".

Die Regierung des neuen Reiches hat aus diesen Erfahrungen und Tatsachen mit männlicher Entschlossenheit die nötigen Schlußfolgerungen gezogen. Die alte Erfahrung, die eine schwache Zeit nach dem Zusammenbruch von 1918 bewußt in den Wind schlagen wollte, hat sich aufs neue als wahr erwiesen, die Wahrheit, die Bismarck einmal in die Worte faßte: „Ohne den Wehrstand ist der Nährstand seines Erwerbs nicht sicher und des Lehrstandes Tätigkeit steht in der Luft."

Man kann also die Bedeutung des Wehrstandes für Volk und Staat kaum zu hoch einschätzen, und doch möchte ich das eben zitierte Bismarck-Wort dahin abwandeln und ergänzen, daß weder der Wehrstand, noch auch der Nährstand und der Lehrstand etwas ist, wenn in einem Volk der Gebärstand versagt.

Das war selbstverständlich auch Bismarck bekannt; aber es war damals nicht notwendig, das noch eigens zu betonen. Denn der „Gebärstand", wenn ich noch einmal dieses Wort gebrauchen darf, tat eben seine Pflicht. Das war einfach eine Selbstverständlichkeit.

In unserer Zeit ist das anders geworden. Die Fortpflanzungsfrage ist wirklich eine Frage geworden, deren Beantwortung in den letzten drei Jahrzehnten immer ungewisser und unsicherer wurde, ja die Fortpflanzung in unserm Volk ist seit Jahren so unzulänglich geworden, daß — auch heute noch — der Bestand unseres Volkes aufs schwerste gefährdet erscheint.

Ein Volk aber, das nicht mehr den natürlichen Willen hat zu leben, d. h. fortzuleben, ewig zu leben in einer ausreichenden Zahl erbgesunder Kinder, ein solches Volk kann auch nicht durch äußere Machtmittel am Leben erhalten werden.

Völker gehen nicht zugrunde an verlorenen Kriegen, auch nicht an äußeren Katastrophen, sie gehen immer zugrunde an innerer Schwäche, an versiegendem Lebenswillen, an ihrer Unfruchtbarkeit. Völker können ewig leben, wenn sie nur wollen. Wenn sie trotzdem untergehen, so sterben sie nicht aus, sie werden „ausgeboren".

Die Geschichte zeigt, daß — auf lange Sicht betrachtet — durch äußere Machtmittel allein die innere, biologisch bedingte Volksschwäche niemals auf die Dauer ausgeglichen werden kann. Ein Volk, das zu bequem ist, um auf natürlichem Weg für seine ewige Erneuerung und Bestandserhaltung zu sorgen, kann sich auch nicht durch äußere Machtmittel künstlich am Leben erhalten. Wehr und Waffen sind notwendig, um vorhandenes und kommendes Leben zu sichern und zu verteidigen, sie können aber kein neues Leben schaffen. **Volle Kinderstuben sind, wenn ich es etwas überspitzt ausdrücken darf, für das Leben und die Sicherheit der Existenz eines Volkes wichtiger als volle Kasernen; bleiben die Kinderstuben leer, so können auch die Kasernen nicht voll bleiben.**

Das stolze und mächtige Rom ging nicht zugrunde aus Mangel an Waffen und Rüstungen, sondern aus Mangel an Römern, und der unbezwingbar erscheinende Limes, der römische Zwingwall im Westen Germaniens, brauchte gar nicht erst genommen zu werden; er zerfiel allmählich von selbst, weil die innere Kraft versagte, die ihn hätte verteidigen und halten können.

Und sehen wir auf Frankreich, das unter den Völkern Europas das klassische Land des Geburtenrückgangs ist, weil bei ihm der Geburtenrückgang schon vor etwa 100 Jahren einsetzte, so sehen wir, daß die gewaltige Rüstung, die es für seine vermeintlich bedrohte Sicherheit nötig zu haben glaubt, seinem Volkskörper schon zu schwer zu werden droht. Infolge des gewaltigen Geburtenausfalls während des Weltkrieges ist es jetzt in Frankreich nicht mehr möglich, die für nötig gehaltene Zahl von Rekruten für das stehende Heer aufzubringen.

Es wäre indessen ein Irrtum zu glauben, daß

es sich hier um ein spezifisch französisches Problem handelt und daß andere Länder nicht ähnliche oder gleiche Sorgen hätten. Die Zeiten sind längst vorbei, in denen der Geburtenrückgang eine typisch französische Angelegenheit war. Schon vor dem Krieg setzte fast allenthalben in Europa, besonders auch in Deutschland, ein mehr oder weniger scharfer Geburtenrückgang ein, und während des Weltkrieges ist die Zahl der Geburten in allen am Krieg beteiligten Ländern, vor allem wiederum auch im Deutschen Reich, ganz außerordentlich stark abgesunken. Auch wir haben mit dem Problem der sogenannten leeren Jahrgänge zu rechnen, das bei der nun wieder eingeführten allgemeinen Wehrpflicht nicht minder scharf als in Frankreich in Erscheinung treten wird.

Auf alle Fälle — wie immer auch das Wehrsystem sein mag — bedeutet ein Ausfall von 40 bis 50 v. H. der Geburten in vier bis fünf aufeinanderfolgenden Jahren — d. h. im Deutschen Reich ein Ausfall von rund 3,5 Millionen Geburten, darunter 1,8 Millionen Knabengeburten in den Jahren 1915 bis 1919 — eine schwere Beeinträchtigung der natürlichen Grundlage der Wehrkraft eines Volkes.

Für Deutschland kommt noch hinzu, daß die vorausgegangenen, noch relativ stark besetzten Jahrgänge nach dem Diktat von Versailles keine militärische Ausbildung erfahren durften, daß also — im Gegensatz zu Frankreich und anderen Ländern — die ausgebildeten Reserven zum Ausgleich der leeren Jahrgänge weitgehend fehlen und durch die nachträgliche kurzfristige Ausbildung der älteren Jahrgänge nur zum Teil beschafft werden können. Vor allem aber ist die wehrpolitische Zukunft Deutschlands aufs empfindlichste dadurch vorausbelastet, daß auch in der Zeit nach dem Weltkrieg der Geburtenrückgang ungewöhnlich scharfe Formen annahm, viel schärfere Formen als in Frankreich oder in irgendeinem anderen Land der Welt.

Unser deutsches Volk — im Reich wie auch außerhalb der Reichsgrenzen — befindet sich, biologisch betrachtet, in einem bedenklichen Zustand der Erschlaffung seines Lebenswillens; es bedroht seit drei Jahrzehnten seinen Bestand durch Geburtenbeschränkung in einem Maße, daß man die ernstesten Befürchtungen für seine Zukunft haben muß.

Aber eines gibt uns Hoffnung und Vertrauen, daß die verantwortlichen Männer im neuen Reich, insbesondere der Führer selbst, den Ernst der völkisch-biologischen Lage nicht nur erkannt haben, sondern daß sie auch fest entschlossen sind, dem drohenden Verhängnis der Selbstvernichtung des Volkes mit allen Mitteln, und wenn es sein muß auch mit den schärfsten Mitteln, entgegenzuwirken.

Diese Aufgabe ist gewaltig. Sie ist im Grunde eine Willensfrage und darum eine Erziehungsaufgabe, die das ganze Volk erfassen muß; denn die tiefsten Ursachen der Geburtenbeschränkung und des dadurch bedingten Volkszerfalls liegen nicht auf wirtschaftlichem und sozialem Gebiet, sie liegen im Seelischen, im Wandel der Lebens- und Weltauffassung begründet.

Mit dem machtvoll hervorgebrochenen politischen Willen der Nation zur Selbstbehauptung muß sich der biologische Wille zur Selbsterhaltung und Reinerhaltung der Art verbinden. Dann, aber auch nur dann, kann die Zukunft unseres Volkes als sichergestellt gelten.

Es steht fest, daß nach dem bisherigen Verlauf der Geburtenentwicklung die Überalterung unseres Volkskörpers heute schon als unentrinnbar bezeichnet werden muß. Hieraus ergeben sich selbstverständlich auch tiefgreifende Auswirkungen auf die Besetzung der wehrfähigen Altersklassen im Laufe der nächsten Jahre und Jahrzehnte.

Betrachten wir zunächst einmal die Altersklasse, die für die Rekrutierung vor allem in Betracht kommt, also die Männer im Alter von 20 Jahren, so ergibt sich für das Deutsche Reich folgendes:

Die Zahl der Männer im Alter von 20 Jahren im Deutschen Reich nach den einzelnen Volkszählungen seit 1871.

Zählung vom	Zum Zeitpunkt der Zählung lebten ... männliche Personen aus dem rechts bezeichneten Geburtsjahr	Lebendgeborene männlichen Geschlechts	
		im Geburtsjahr	Zahl
Gebietsstand des Reichs vor dem Weltkrieg			
1. Dezember 1871	360 021	1851	670 600[1])
1. Dezember 1880	406 490	1860	701 500[1])
1. Dezember 1885	404 599	1865	763 900[1])
1. Dezember 1890	447 753	1870	805 200[1])
1. Dezember 1900	515 421	1880	870 366
1. Dezember 1910	589 172	1890	903 045
Heutiger Gebietsstand des Reichs (ohne Saarland)			
16. Juni 1925...	622 395	1905	921 360[2])
16. Juni 1933...	607 412	1913	824 300

[1]) Die Gesamtzahl der Geburten ist nach dem Verhältnis der Geschlechter bei den Geburten von 187. bis 1880 (105,4 Knaben auf 100 Mädchen) aufgegliedert worden. — [2]) D. h. 87,3 v. H. der Lebendgeborenen im Vorkriegsgebiet des Deutschen Reichs (wie 1913).

In der Zeit vor dem Weltkrieg ist die Zahl der 20jährigen Männer — einerseits auf Grund einer starken Zunahme der absoluten Geburtenzahl (siehe letzte Spalte), anderseits dank der Bekämpfung der Sterblichkeit von Zählung zu Zählung stark angestiegen. Hatten wir nach der Volkszählung von 1871 im damaligen Reichsgebiet 360 000 Männer im Alter von 20 Jahren, so war diese Zahl nach der letzten Vorkriegszählung (1910) bereits auf 589 000 und im letzten Vorkriegsjahr bereits auf über 600 000, d. h. um mehr als 60 v. H., seit der Gründung des Zweiten Reiches angestiegen. Dieser gewaltige Anstieg war, wie gesagt, in erster Linie zu verdanken dem vorausgegangenen Anstieg der Geburtenzahl, die sich von 1851 bis 1890 von 671 000 auf 903 000 männliche Geburten, d. h. um 35 v. H., erhöht hatte. Der Erfolg dieser wachsenden Geburtenzahlen wurde aber noch ganz wesentlich verstärkt durch die energische Bekämpfung der Sterblichkeit, insbesondere der Säuglings- und Kleinkindersterblichkeit. So kommt es, daß — obwohl die Geburtenzahl von 1851 bis 1890 „nur" um 35 v. H. gestiegen ist, die Zahl der 20jährigen Männer sich von 1871 bis 1910 um über 60 v. H. erhöht hat.

Auch in den folgenden Jahren ist — dank dem voraufgegangenen weiteren Anstieg der Geburtenzahl — die Zahl der 20jährigen Männer noch weiter angestiegen und hat mit dem Geburtenjahrgang 1908, also etwa um das Jahr 1928 mit 668 000 19—20jährigen Männern den Höhepunkt erreicht. Von da ab wirkte sich — trotz des Rückgangs der Sterblichkeit — der Vorkriegs-Geburtenrückgang auch auf die Zahl der 20jährigen aus.

Immerhin hatten wir nach der Zählung vom 16. Juni 1925 im kleineren Reichsgebiet (ohne Saarland) 622 000 20jährige Männer, und auch nach der letzten Volkszählung vom 16. Juni 1933 waren es noch 607 000 20jährige Männer. Auch für 1934 konnte man noch mit ungefähr der gleichen Zahl rechnen (knapp 600 000).

Das waren die fetten Jahre, nun aber folgen die mageren Jahre und es beginnt zunächst einmal die Auswirkung des ungeheuren Kriegs-Geburtenausfalls. Während bis zum Jahr 1934 die Zahl der 20jährigen Männer noch rund 600 000 betrug, ist sie abgesunken oder wird sie absinken

im Jahre 1935 auf 465 000
„ „ 1936 „ 352 000
„ „ 1937 „ 315 000
(Tiefstand; Geburtsjahrg. 1917)
„ „ 1938 „ 328 000
„ „ 1939 „ 487 000

Die fünf Geburtsjahrgänge 1915 bis 1919, aus denen sich die 20jährigen in den Jahren 1935 bis 1939 rekrutieren, werden zusammen nur 1,9 Millionen 20jährige Männer aufzuweisen haben gegen mehr als 3 Millionen in den voraufgegangenen fünf Jahren, und im besonderen wird in den Jahren 1937 und 1938 die Zahl der 20jährigen nur noch rund die Hälfte des Standes von 1933 betragen, nämlich je rund etwas über 300 000.

Legt man den Tauglichkeitssatz der Vorkriegszeit (55 bis 60 v. H. der endgültig Abgefertigten) zugrunde, so würden danach in den Jahren 1937 bis 1939 kaum 200 000 20jährige militärdiensttaugliche Männer aus den einzelnen Geburtsjahrgängen zur Verfügung stehen. Normalerweise können bei dem hervorragenden körperlichen Zustand der deutschen Jugend min-

destens 80 bis 85 v. H. als militärdiensttauglich bezeichnet werden.

Wir sehen also, daß auch in Deutschland das Problem der sogenannten leeren Jahrgänge durchaus seine Bedeutung hat, und es wird in der Folgezeit nie mehr ganz seine Bedeutung verlieren. Während in Frankreich nach dem Weltkrieg die Geburtenzahl wieder angestiegen und dann fast auf Vorkriegshöhe ziemlich stabil geblieben ist, ist sie im Deutschen Reich neun Monate nach der Demobilmachung zwar auch noch einmal annähernd auf den Vorkriegsstand angestiegen, in der Folgezeit aber rasch und ununterbrochen abgesunken. Und so werden auf die leeren Weltkriegsjahrgänge keineswegs volle Friedensjahrgänge folgen, sondern erheblich geschmälerte Nachkriegsjahrgänge.

Die Zahl der 20jährigen, wie wir sie im vergangenen Jahre noch hatten, wird jedenfalls im Laufe der nächsten 20 Jahre – abgesehen von den Jahren 1940/41 – nie wieder erreicht werden. Sie wird, wie sich aus der nachstehenden Berechnung ergibt, um das Jahr 1945 etwa 555 000 betragen, bis zum Jahre 1953 (Geburtsjahrgang 1933) bis auf 431 000, also bis auf zwei Drittel des Standes von 1933 zurückgehen. In den Jahren 1954 und 1955 kann – entsprechend der in den Jahren 1934 und 1935 erfolgten Geburtenzunahme – wieder mit etwa 532 000 (1954) und 585 000 (1955) 19–20jährigen Männern gerechnet werden. Bis zu diesem Zeitpunkt kann die Entwicklung mit ziemlicher Sicherheit beurteilt werden, weil die Ausgangsmasse der Geburtsjahrgänge bekannt ist. Für die weitere Zukunft gehen wir bis auf weiteres von der Annahme aus, daß wir noch von 66 Millionen auf etwa 68 Millionen wachsen (1945), dann aber zurückgehen auf 60 Millionen im Jahre 1975 und auf 47 Millionen am Ende dieses Jahrhunderts. Sollte diese Annahme, die sich für die Zeit zwischen 1927 bis 1933 noch als zu günstig erwiesen hat, für die weitere Entwicklung sich als zutreffend erweisen, so würde die Zahl der 20jährigen immer mehr zurückgehen bis auf 365 000 im Jahre 1980, auf 330 000 im Jahre 1990, auf 290 000 um das Jahr 2000, d. h. auf weniger als die Hälfte des Standes von 1933.

Entwicklung der Knabengeburten und der Zahl der 20jährigen Männer im Deutschen Reich (ohne Saarland).

Geburtsjahrgang	Lebendgeborene Knaben (im jetzigen Reichsgebiet ohne Saarland)	Davon		
		lebten am 16. Juni 1933	werden das Alter von 20 Jahren erreichen	
			Zahl	im Jahre
1910	861 770	621 600	**651 000**	1930
1911	838 573	593 796	614 000	1931
1912	839 631	627 939	**644 000**	1932
1913	824 302	607 412	607 000	1933
1914	815 581	598 230	597 000	1934
1915	619 681	467 842	465 000	1935
1916	463 610	354 467	352 000	1936
1917	421 811	317 630	**315 000**	1937
1918	429 289	331 020	328 000	1938
1919	609 110	492 770	487 000	1939
1920	799 316	647 450	**639 000**	1940
1921	788 281	629 684	**621 000**	**1941**
1922	725 687	582 710	574 000	1942
1923	670 024	553 608	545 000	1943
1924	656 272	550 416	541 000	1944
1925	666 667	566 009	555 000	1945
1926	632 370	540 008	528 000	1946
1927	597 765	519 965	508 000	1947
1928	609 052	531 736	517 000	1948
1929	591 159	517 522	503 000	1949
1930	580 328	516 969	501 000	1950
1931	531 501	470 340	453 000	1951
1932	504 100	457 912	437 000	1952
1933	493 473	—	**431 000**	1953
1934	611 058	—	532 000	1954
1935	651 000	—	**585 000**	1955
1940	541 000	—	456 600	1960
1950	458 600	—	394 800	1970
1960	419 700	—	365 000	1980
1970	375 200	—	329 700	1990
1980	322 700	—	**292 300**	2000

Ich darf daran erinnern, daß hierbei der Berechnung der Geburtenentwicklung die Annahme einer konstant bleibenden Fruchtbarkeitsziffer zugrunde gelegt ist, wie sie etwa dem Stande von 1933 entspricht.

Sollte jedoch eine günstigere Annahme Gültigkeit behalten oder wieder bekommen, sollte es gelingen, den im Jahre 1934 erstmals wieder erzielten Geburtenanstieg auf die Dauer zu behaupten, so würde etwa vom Jahre 1955

ab dauernd mit einer Zahl von rund 500 000 Männern im Alter von 20 Jahren gerechnet werden können, also auch dann nur mit einer Zahl, die um rund ein Sechstel kleiner wäre als sie im Jahre 1934 noch war.

Vergleiche mit dem Ausland.

In diesem Zusammenhang sei zum Vergleich mit dem Deutschen Reich auf den gegenwärtigen Bestand und die voraussichtliche Weiterentwicklung der Rekrutierungsbasis in den drei größten Kontinentalstaaten Europas, in Großbritannien und in Japan hingewiesen. Die für diesen Vergleich notwendigen Unterlagen und Berechnungen sind in den folgenden Übersichten zusammengestellt, und zwar für Italien, Frankreich, England, Rußland und Japan. Das Ausgangsmaterial der Berechnungen über die künftige Entwicklung der Zahl der 20jährigen jungen Männer ist nicht in allen Ländern gleichartig und gleichwertig.

1. Italien.

In Italien kann man, wie beim Deutschen Reich, von der Stärke der einzelnen Geburtsjahrgänge der Jahre 1910 bis 1934 (Zahl der Knabengeburten) ausgehen. Die italienische Volkszählung vom 21. April 1931 gibt — ähnlich wie im Deutschen Reich die Volkszählung vom 16. Juni 1933 — genaue Unterlagen über die Zahl der am Zählungstag aus den einzelnen Geburtsjahrgängen noch vorhandenen Überlebenden. Mit Hilfe der neuen italienischen Sterbetafel (1930—1932) konnte nun berechnet werden, wieviel von den in den Jahren 1910 bis 1934 geborenen Knaben das Alter von 20 Jahren erreicht haben bzw. noch erreichen werden.

Der Höchstbestand an 20jährigen wurde in Italien bis jetzt im Jahre 1930 festgestellt mit 426 000 20jährigen Männern (im Deutschen Reich 651 000). Der Kriegs-Geburtenausfall wirkt sich natürlich auch in Italien aus, aber bei weitem nicht so stark wie in Deutschland und in Frankreich. Die geringste Zahl an 20jährigen Männern ist in Italien im Jahre 1938 mit rund 240 000 (Deutsches Reich 1937: 315 000) zu erwarten, dann aber steigt ihre Zahl mit dem ersten Nachkriegsjahrgang wieder an auf 455 000 im Jahre 1940 (Deutsches Reich: 639 000), um entsprechend dem auch in Italien festzustellenden, aber sehr allmählichen Geburtenrückgang langsam zurückzugehen bis auf rund 401 000 im Jahre 1954; im Deutschen Reich wird die nach den bisherigen Nachkriegs-Geburtsjahrgängen niedrigste Zahl an 20jährigen Männern im Jahre 1953 mit 431 000 erreicht werden, d. i. ungefähr die gleiche Zahl wie in Italien!

Entwicklung der Knabengeburten und der Zahl der 20jährigen Männer in Italien.

Geburtsjahrgang	Lebendgeborene Knaben im früheren Gebiet Italiens	Lebendgeborene Knaben im jetzigen Gebiet Italiens	Davon lebten am 21. April 1931	Davon sind 20 Jahre alt geworden bzw. werden das Alter von 20 Jahren erreichen: Zahl	im Jahre
1910	586 735	—	424 618	426 400	1930
1911	561 559	—	392 939	393 000	1931
1912	581 834	—	418 940	417 300	1932
1913	574 846	—	420 099	417 000	1933
1914	570 864	—	411 095	406 800	1934
1915	568 204	—	402 584	397 200	1935
1916	452 304	—	316 415	311 500	1936
1917	355 626	—	255 057	250 500	1937
1918	328 707	—	244 584	239 800	1938
1919	395 934	—	305 367	298 800	1939
1920	596 014	—	465 804	454 900	1940
1921	574 292	—	453 258	441 800	1941
1922	577 700	602 306	457 386	444 900	1942
1923	567 125	591 109	456 000	442 500	943
1924	—	576 946	450 405	436 000	1944
1925	—	568 526	455 207	439 400	1945
1926	—	560 225	448 393	431 200	1946
1927	—	560 951	456 996	437 200	1947
1928	—	552 163	449 085	426 500	1948
1929	—	532 105	448 775	420 000	1949
1930	—	559 016	511 493	445 400	1950
1931	—	525 385	—	418 600	1951
1932	—	508 391	—	405 000	1952
1933	—	510 400	—	406 600	1953
1934	—	503 800	—	401 400	1954

2. Großbritannien.

In Großbritannien kann die Berechnung von der Volkszählung 1931 ausgehen.

Während im Jahr 1934 rund 392 000 20jährige Männer in Großbritannien vorhanden waren (im Deutschen Reich 597 000), wird in Auswirkung des freilich verhältnismäßig geringen Kriegs-Geburtenausfalls ihre Zahl bis 1937 auf 297 000 (im Deutschen Reich 315 000) absinken, um 1940 nochmals auf

433 000 (im Deutschen Reich 639 000) anzusteigen. Von da ab wird die Zahl der 20jährigen Männer in Großbritannien in Auswirkung des scharfen Nachkriegs-Geburtenrückgangs — ebenso wie im Deutschen Reich — mit geringen Schwankungen fast ununterbrochen absinken, um 1953 den bis jetzt erkennbaren tiefsten Stand zu erreichen mit einer Zahl, die bereits ebenso niedrig sein wird, wie die Zahl der 20jährigen Männer, die sich 1937 aus dem Kriegsgeburtenjahrgang 1917 ergeben wird (1953: 297 000 gegen 431 000 im Deutschen Reich).

Entwicklung der Zahl der 20jährigen Männer in Großbritannien.

Altersjahre	Zahl der männlichen Personen am 26. 4. 1931	Davon sind 20 Jahre alt geworden bzw. werden das Alter von 20 Jahren erreichen	
		Zahl	im Jahre
19—20	387 484	386 312	1931
18—19	390 766	388 476	1932
17—18	389 446	386 160	1933
16—17	396 164	**391 928**	1934
15—16	364 814	360 201	1935
14—15	348 642	343 648	1936
13—14	301 644	**296 870**	1937
12—13	309 798	304 458	1938
11—12	432 526	424 465	1939
10—11	442 368	**433 474**	1940
9—10	416 364	407 313	1941
8—9	385 701	376 598	1942
7—8	377 853	368 109	1943
6—7	365 616	355 247	1944
5—6	361 712	347 212	1945
4—5	351 072	337 845	1946
3—4	341 017	327 530	1947
2—3	342 137	326 344	1948
1—2	341 033	320 036	1949
0—1	348 553	314 422	1950
Geburtsjahre	Lebendgeb. Knaben		
1931	370 537	321 783	1951
1932	360 986	313 462	1952
1933	341 496	**296 516**	1953
1934	352 288	305 911	1954

3. Frankreich.

Für Frankreich liegen zwar die Zahlen über die in den einzelnen Jahren (1911 bis 1934) geborenen Knaben vor; die Umrechnung auf den heutigen Gebietsstand Frankreichs ist aber nicht ganz zuverlässig, da während der Kriegsjahre die Statistik der Bevölkerungsbewegung nur in 77 Departements durchgeführt wurde. Für die letzten drei Jahre liegt in Frankreich noch keine Gliederung der Lebendgeborenen nach dem Geschlecht vor. Der Hauptmangel bei den Berechnungen für Frankreich liegt aber in der unzulänglichen Altersgliederung, die bei der Volkszählung 1931 gegeben wurde (Zusammenfassung der 10- bis 15jährigen und der 15- bis 20jährigen je in einer Summe). Auch die Sterbetafel, die den Berechnungen zugrunde gelegt werden mußte (1920—1923), ist schon stark veraltet. Man wird darum die Ergebnisse hinsichtlich des zu erwartenden Bestandes an 20jährigen Männern für Frankreich als Mindestzahlen betrachten müssen. In den Zahlen sind (ebenso wie bei den anderen Ländern) auch die Naturalisierten und Ausländer mitenthalten, die in Frankreich zahlenmäßig eine erhebliche Rolle spielen. Bei der Volkszählung 1931 wurden in Frankreich unter der männlichen Bevölkerung 154 423 Naturalisierte und 1 655 962 Ausländer gezählt. Davon gehörten zu den Geburtsjahrgängen 1911 bis 1930: 23 480 Naturalisierte und 374 136 Ausländer. Andererseits lebten gleichzeitig 2,5 Millionen hier nicht mitgezählte Franzosen (beiderlei Geschlechts) in den Kolonien und im Ausland — ungerechnet die Eingeborenen in den Kolonien.

Der Höchstbestand an 20jährigen Männern wurde in Frankreich bisher im Jahre 1932 mit 338 000 (Deutsches Reich 1932: 644 000) erzielt. Der Tiefstand innerhalb der sogenannten „leeren" Jahrgänge wird in Frankreich in den Jahren 1936/37 eintreten mit rund 170 000 (Deutsches Reich 315 000). Das Jahr 1940 bringt auch in Frankreich wieder einen Anstieg auf rund 374 000 (Deutsches Reich 639 000). Diese Zahl wird, da die Geburtenziffer in Frankreich — abgesehen von einem gewissen Rückschlag, der ja auf die abnorme Überhöhung nach Schluß des Weltkrieges zunächst kommen mußte und überall gekommen ist — ungefähr gleichgeblieben ist, nur ganz geringfügig zurückgehen bis auf rund 300 000. Zu Beginn der 50er Jahre dieses Jahrhunderts, in den Jahren 1953/54, wird allerdings, infolge des etwas schärferen Geburtenrückgangs der Jahre 1933/34, die Zahl der 20jährigen Männer in Frankreich etwas unter die 300 000-Grenze absinken, während sie im Deutschen Reich im

Jahre 1953 ihren vorerst niedrigsten Stand mit rund 431 000 erreichen wird, von dem aus sie aber 1954 auf 532 000, 1955 auf 585 000 ansteigen wird.

Entwicklung der Knabengeburten und der Zahl der 20jährigen Männer in Frankreich.

Geburtsjahrgang	Lebendgeborene Knaben (im heutigen Gebiet Frankreichs)	Davon: lebten am 8. März 1931	Davon: sind 20 Jahre alt geworden bzw. werden das Alter von 20 Jahren erreichen: Zahl	im Jahre
1911	401 978		322 000	1931
1912	407 495		**338 000**	1932
1913	404 294	1 536 421 (1911–1915)	334 000	1933
1914	321 000		324 000	1934
1915	211 000		205 000	1935
1916	170 000		**171 000**	1936
1917	184 000		177 000	1937
1918	215 000	1 183 348 (1916–1920)	205 000	1938
1919	259 000		226 000	1939
1920	429 265		**374 000**	1940
1921	415 584	373 373	362 000	1941
1922	388 986	357 528	346 000	1942
1923	390 403	352 646	340 000	1943
1924	385 263	347 720	335 000	1944
1925	394 392	355 249	341 000	1945
1926	392 082	350 741	335 000	1946
1927	379 677	345 633	329 000	1947
1928	383 663	345 352	327 000	1948
1929	372 984	343 640	322 000	1949
1930	382 204	360 440	328 000	1950
1931	374 690	—	307 000	1951
1932	368 965	—	302 000	1952
1933	348 686	—	286 000	1953
1934	345 909	—	**283 000**	1954

4. Rußland.

Noch mangelhafter sind die Unterlagen, die für Rußland vorliegen. Hier fehlt eine genaue Geburtenstatistik, die Aufschluß geben könnte über die Stärke der einzelnen Geburtsjahrgänge. Als Ausgangsmaterial kommt lediglich die Altersgliederung in Betracht, wie sie erstmals und bis jetzt letztmals für das Gebiet der ganzen Sowjetunion (UdSSR.) im Jahre 1926 festgestellt worden ist. Für die Berechnung der voraussichtlichen Entwicklung der Zahl der 20jährigen Männer stand somit als Ausgangsmaterial lediglich das Ergebnis der Volkszählung 1926 zur Verfügung. In der ersten Spalte der folgenden Übersicht ist die Besetzung der einzelnen Altersjahre von 0 bis 21 nach dem Stand von 1926 für das männliche Geschlecht aufgeführt. Wendet man nun auf diese Zahlen die Ergebnisse der Sterbetafel für die Ukraine nach dem Stand von 1925/26 an (für die ganze Sowjetunion liegt keine Sterbetafel vor), so kommt man zu einer ungefähren Vorstellung über die voraussichtliche Zahl der 20- bis 21jährigen Männer, wie sie sich im Laufe der letzten Jahre entwickelt hat und wie sie sich voraussichtlich etwa bis zur Mitte dieses Jahrhunderts entwickeln wird.

Altersgliederung 1926 und Entwicklung der Zahl der 20jährigen Männer in Rußland (UdSSR.).

Im Jahre 1926 standen im Alter von Jahren	männliche Personen	Davon sind 20 Jahre alt geworden bzw. werden das Alter von 20—21 Jahren erreichen: Zahl	im Jahre
20—21	1 638 895	1 638 900	1926
19—20	1 358 096	1 350 200	1927
18—19	1 614 633	1 596 800	1928
17—18	1 563 576	1 539 100	1929
16—17	1 788 268	1 752 900	1930
15—16	1 808 249	1 765 600	1931
14—15	1 802 235	1 753 100	1932
13—14	1 854 539	1 797 300	1933
12—13	2 177 160*)	**2 102 100**	1934
11—12	1 346 591	1 295 000	1935
10—11	1 462 768	1 400 500	1936
9—10	1 163 746	**1 108 300**	**1937**
8—9	1 673 862	1 583 700	1938
7—8	1 486 618	1 395 200	1939
6—7	1 531 029	1 422 600	1940
5—6	1 794 614	1 645 800	1941
4—5	1 824 399	1 643 300	1942
3—4	2 279 212	2 003 500	1943
2—3	2 216 659	1 881 900	1944
1—2	2 285 192	1 826 500	1945
0—1	2 632 094	**2 003 200**	1946

*) Ob diese Zahl den Tatsachen entspricht oder ob der etwas sprunghafte Anstieg auf Ungenauigkeiten bei der russischen Volkszählung zurückzuführen ist, kann von hier aus nicht entschieden werden.

Der bisherige Höchstbestand an Männern von 20 bis 21 Jahren ist im Jahre 1934 mit 2,1 Millionen (Deutsches Reich rund 600 000) erreicht worden. Der Tiefstand wird in Auswirkung des Kriegs-Geburtenausfalls im Jahre 1937 mit 1,1 Millionen (Deutsches Reich 315 000) erreicht werden. Bis zum Jahre 1940 steigt die Zahl wieder an auf 1,4 Millionen (Deutsches Reich 639 000). *Sie geht aber dann — im Gegensatz zu Mittel- und Westeuropa und vor allem im Deutschen Reich — von hier ab nicht wieder zurück, sondern steigt, wenn auch unter ge-*

wissen Schwankungen, im Laufe der folgenden Jahre noch an, um mit über 2 Millionen im Jahre 1946 den bis jetzt erkennbaren Höchststand zu erreichen (Deutsches Reich 1946: 528 000).

5. Japan.

Die Berechnungen für Japan beschränken sich auf das Gebiet des japanischen Kernlandes, d. h. des Gebietes, das auf einer Fläche von 382 000 Quadratkilometer (Deutsches Reich 472 000 Quadratkilometer) ebensoviel Einwohner zählt wie das Deutsche Reich.

Die vorläufige Höchstzahl von 20jährigen Männern ist in Japan im Jahre 1934 erreicht worden mit 660 000. Im Deutschen Reich betrug bei gleicher Einwohnerzahl, aber grundverschiedenem Altersaufbau, die Zahl der 20jährigen Männer im Jahr 1934 nur 597 000. Auch in Japan brachte der Weltkrieg einen allerdings geringfügigen Geburtenausfall, und infolgedessen geht nach 1934 die Zahl der 20jährigen Männer etwas zurück, sie erreicht im Jahr 1939 voraussichtlich ihren tiefsten Stand mit freilich immer noch 606 000 20jährigen Männern, während sie im Deutschen Reich im Jahr 1937 bis auf 315 000 absinken wird. Auf das Jahr 1939 mit dem voraussichtlich tiefsten Stand der Zahl der 20jährigen Männer in Japan folgt unmittelbar im Jahr 1940 ein zweiter Höchststand mit rund 740 000 20jährigen Männern (Deutsches Reich: 639 000). In den folgenden Jahren wird sich – dank der Stabilität der japanischen Geburtenziffern – die Zahl unter gewissen Schwankungen ungefähr auf dieser Höhe halten und gegen Mitte des Jahrhunderts sogar noch etwas ansteigen, um im Jahr 1952 einen dritten Höhepunkt bei 775 000 20jährigen zu erreichen, während gleichzeitig in den mittel- und westeuropäischen Ländern um diese Zeit der tiefste Stand in der Zahl der 20jährigen Männer erreicht werden wird (Deutsches Reich 1952: 437 000).

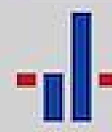
Entwicklung der Zahl der 20jährigen Männer in Japan (Japan i. e. S.).

Altersjahre	Zahl der männlichen Personen am 1. 10. 1925	Davon sind 20 Jahre alt geworden bzw. werden das Alter von 20 Jahren erreichen	
		Zahl	im Jahre
14—15	652 869	621 821	1931
13—14	687 458	652 426	1932
12—13	694 727	657 255	1933
11—12	699 259	659 509	1934
10—11	676 678	636 187	1935
9—10	688 670	645 256	1936
8—9	675 149	630 110	1937
7—8	665 422	618 186	1938
6—7	655 769	605 963	1939
5—6	806 161	739 688	1940
4—5	764 245	693 864	1941
3—4	794 814	709 677	1942
2—3	803 695	698 869	1943
1—2	831 914	688 357	1944
0—1	965 811	728 693	1945
Geburtsjahre	Lebendgeb. Knaben		
1926	1 081 793	750 072	1946
1927	1 048 946	727 297	1947
1928	1 090 702	756 249	1948
1929	1 058 666	734 037	1949
1930	1 069 551	741 584	1950
1931	1 073 385	744 242	1951
1932	1 117 954	775 145	1952
1933	1 087 688	754 159	1953

Zusammenfassung.

Faßt man die Ergebnisse dieses Vergleichsmaterials zusammen, so beträgt die Zahl der 20jährigen Männer in:

Jahr	Deutsches Reich	Italien	Großbritannien	Frankreich	Rußland (UdSSR)	Japan
1932	644 000	417 000	388 000	338 000	1 753 000	652 000
1934	597 000	407 000	392 000	324 000	2 102 000	660 000
1937	315 000	251 000	297 000	177 000	1 108 000	630 000
1940	639 000	455 000	433 000	374 000	1 423 000	740 000
1946	528 000	431 000	338 000	335 000	2 003 000	750 000
1953	431 000	407 000	297 000	286 000		754 000
1954	532 000	401 000	306 000	283 000		
1955	585 000					



Wie sich aus dem Gesagten ergibt, unterliegt die natürliche Bevölkerungsgrundlage der Wehrkraft in den meisten mittel- und westeuropäischen Ländern im Laufe der nächsten zwei Jahrzehnte einer gewissen Schrumpfung, die sich als unausweichliche Folge des voraufgegangenen Geburtenschwundes ergibt. Da unter allen größeren Ländern der Erde Deutschland – längst nicht mehr Frankreich – in den letzten Jahrzehnten bis einschließlich 1933 den schärfsten Geburtenrückgang und den schlimmsten Geburtentiefstand aufzuweisen hatte, muß damit gerechnet werden, daß auch hier der Rückgang der als Hauptträger der Wehrkraft in Betracht kommenden Bevölkerungsschicht am stärksten sein wird. Das ist zunächst unwiderruflich, denn der Geburtenrückgang von 30 Jahren kann nicht ungeschehen gemacht werden.

Nun ist allerdings in neuester Zeit ein erfreulicher Umschwung in der deutschen Bevölkerungsentwicklung zu verzeichnen. Noch läßt sich darüber nichts Endgültiges sagen, aber immerhin sind erfreuliche Zeichen der Hoffnung festzustellen. Die Zahl der Eheschließungen, die im letzten Jahr der Staats- und Wirtschaftskrisis vor dem politischen Umschwung, im Jahr 1932, im Deutschen Reich (einschl. Saarland) bis auf 517 000 zurückgegangen war, ist nach der Machtergreifung durch die nationalsozialistische Bewegung in starkem Aufstieg begriffen. Sie betrug:

1932: 517 000, 1933: 639 000,
1934: 739 000, 1935: 651 000.

Gemessen an dem Stand von 1932 wurden im Jahr 1933 um 122 000 oder 24 v. H. mehr Ehen geschlossen und im Jahre 1934 gegenüber dem erhöhten Stand von 1933 wiederum 100 000 oder 16 v. H. mehr Ehen geschlossen. Das ist eine Zunahme ohne Beispiel in der deutschen und ausländischen Bevölkerungsstatistik. Freilich kann diese Zunahme nicht etwa so weitergehen. Vielmehr muß mit einem Rückschlag in den nächsten Jahren gerechnet werden, weil die während der Wirtschaftskrisis aufgeschobenen Eheschließungen jetzt schon fast restlos nachgeholt sind und weil außerdem von 1935 ab die schwachbesetzten Kriegsjahrgänge das Hauptkontingent der Heiratskandidaten stellen werden.

Die Zahl der Geburten, die 1933 im Deutschen Reich (einschl. Saarland) mit 971 000 oder 14,7 aufs Tausend der Bevölkerung ihren Tiefstand erreicht hatte, ist im Jahre 1934 nach langer Zeit zum erstenmal wieder angestiegen, und zwar gleich um 226 000 oder 23 v. H. oder rund ein Viertel, nämlich auf 1 197 000 oder 18 aufs Tausend der Bevölkerung. Im Jahre 1935 hat sie sich weiter erhöht auf 1 261 000 oder 18,9 aufs Tausend der Bevölkerung.

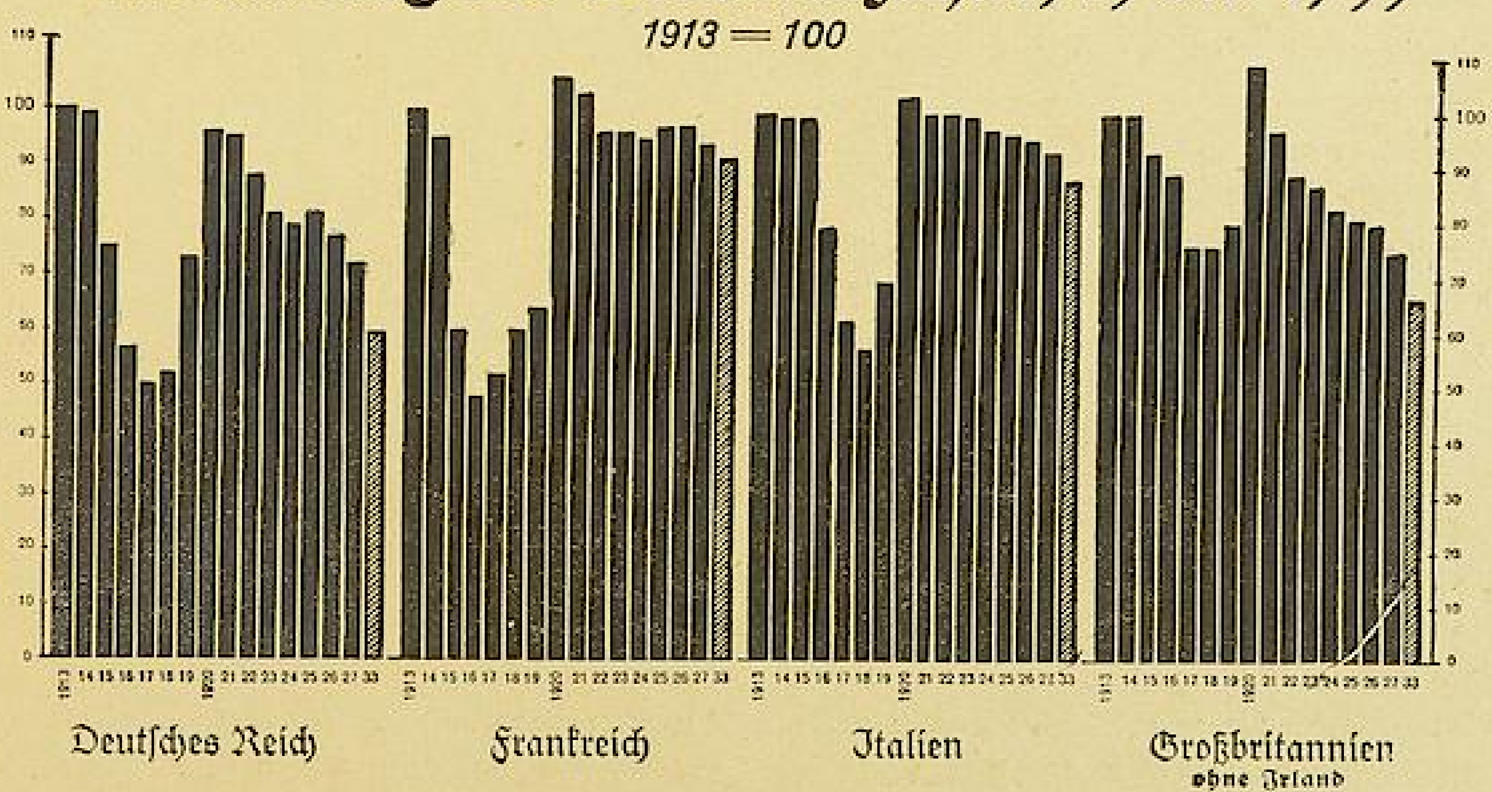
Das ist ein hocherfreuliches Ergebnis, wie man es vor wenigen Jahren kaum zu erhoffen wagte, ein Ergebnis, auf das das nationalsozialistische Deutschland um so mehr stolz sein kann, als in diesen Zahlen – unbeabsichtigt und unaufgefordert – ein starkes Vertrauen in die Staatsführung, in die politische und wirtschaftliche Zukunft zum Ausdruck kommt.

Gleichwohl muß man sich hüten, diese Ergebnisse – so erfreulich und bedeutsam sie sind – in ihrer Tragweite zu überschätzen. Noch sind wir weit entfernt von einem „Geburtensieg". Denn auch die starke Zunahme der Geburtenzahl von 1934 und 1935 reicht noch lange nicht aus, um den Geburtenfehlbetrag unserer Lebensbilanz auszugleichen und damit den Bestand unseres Volkes biologisch zu sichern. Dazu wäre – gemessen an dem Tiefstand von 1933 – eine Zunahme der Geburtenziffer um rund 45 v. H. erforderlich. Die tatsächliche Zunahme betrug aber „nur" 23 v. H. Es bleibt sonach in unserer Lebensbilanz – gemessen am Bestandserhaltungs-Soll – im Jahre 1934 noch immer ein Geburtenfehlbetrag von etwa 18 v. H., und auch 1935 noch von 15 v. H., und solange dieser nicht völlig und dauernd ausgeglichen ist, befinden wir uns auf der schiefen Ebene, im Zustand völkischer Unterbilanz.

Diese Sachlage, die ich in meiner Schrift „Bevölkerungsentwicklung im Dritten Reich. Tatsachen und Kritik" näher behandelt habe,

wird vielfach nicht richtig erkannt und beurteilt. So hat beispielsweise vor einiger Zeit der „Popolo d'Italia", das Blatt Mussolinis, an hervorragender Stelle einen Aufsatz über die neueste deutsche Bevölkerungsentwicklung gebracht, der nach Stil und Aufmachung offenbar aus der Feder des Duce stammte. In diesem Aufsatz wurden die bevölkerungspolitischen Erfolge der nationalsozialistischen Regierung mit großer Anerkennung hervorgehoben und daraus der Schluß gezogen, daß, wenn die Entwicklung so weitergehe, das Deutsche Reich in vier Jahren bereits 70 Millionen und noch vor 1950 80 Millionen Einwohner haben werde, eine Bevölkerungsmasse, die einen gewaltigen Druck auf alle Grenzen und eine starke Anziehungskraft auf die Deutschen außerhalb der Reichsgrenzen ausüben werde. Wie ich in der vorerwähnten Schrift eingehend nachgewiesen habe, ist — man kann vielleicht sagen: leider — kein Grund zu einer solch optimistischen Prognose vorhanden; denn wir haben immer noch ein Geburtendefizit in unserer Lebensbilanz, und zudem bleibt es fraglich, ob die günstige Entwicklung von 1934 und 1935 von Dauer sein wird. *Ist doch beispielsweise schon in der zweiten Hälfte des Jahres 1935 in der Gesamtheit der deutschen Großstädte die Geburtenkurve schon wieder unter den Stand des entsprechenden Zeitraums im Jahre 1934 abgesunken.* Eine Bevölkerungszahl von 80 Millionen aber könnte jedenfalls innerhalb der heutigen Reichsgrenzen bis zum Jahre 1950 nur dann erreicht werden, wenn die jährliche Geburtenzahl, die im Jahr 1934 1,20, 1935 1,26 Millionen betrug, auf 2 Millionen und darüber ansteigen würde, eine Erwartung, die ernsthaft nicht in Betracht gezogen werden kann. Aber selbst, wenn diese utopisch zu nennende Zahl eintreffen würde, so hätten wir zunächst einmal bis zum Jahre 1950 nur eine Zunahme an Kindern (statt rund 15 Millionen wären es dann 25 Millionen Kinder im Alter von unter 15 Jahren), aber noch nicht an wehrfähigen Männern. Die Zahl der wehrfähigen Männer ist für die nächsten 20 Jahre, also mindestens bis 1955, bestimmt durch die Geburtenentwicklung der letzten 20 Jahre, die im Zeichen eines ungewöhnlich scharfen Geburtenschwundes stand. Wenn jetzt die ersten Anzeichen für die Überwindung dieser ungeheuren Geburtenschwäche festzustellen sind, so bedeutet das noch lange keinen Druck auf die Grenzen und Nachbarländer oder gar Gefährdung des Friedens, sondern, so hoffen wir, die Besinnung des deutschen Volkes auf seine natur- und gottgegebene Aufgabe, sich selbst am Leben zu erhalten, Deutschland dem deutschen Volk und das deutsche Volk dem Deutschen Reich zu erhalten für alle Zeiten. Das aber ist kein Kriegs-, sondern *ein Friedensziel.*

Entwicklung der Geburtenzahl 1913 bis 1933





DR. FRIEDRICH KOPP

Deutschlands Schwäche Europas Unglück

Türkenkrieger
nach einer Darstellung A. Dürers gezeichn. von Prof. Tobias Schwab

Seit dem Sinken einer geschlossenen, starken Macht in der deutschen Mitte Europas hat die europäische Sicherheit ebensosehr gelitten, wie das Leben des deutschen Volkes. Mit dem Zusammenbruch der großen deutschen Kaisermacht im 13. Jahrhundert ist ein unruhiger und zerrissener Zug in die Geschichte der europäischen Völker gekommen. Nur dann, wenn die deutsche Staatsmacht einheitlich und unabhängig die Wehrkräfte Deutschlands zusammenfaßte, hat in der Geschichte die deutsche Arbeit ihren Frieden gehabt. Und nur dann haben auch die Völker Europas ein ruhiges Dasein genossen und Schutz vor den Angriffen des Ostens gehabt.

Der Kreis der europäischen Völker mußte ja stets einen Angriff von Asien her befürchten. Diese Angriffe konnten nur durch ein Europa zurückgeschlagen werden, das einen festen Kern in einem starken Deutschland hatte. Heinrich I., der Gründer des deutschen Staates, vermochte so die Ungarn ernsthaft zurückzuweisen. Sein Sohn Otto der Große stillte im Jahre 955 endgültig ihre gefährliche Unrast. Die aufstrebende deutsche Kaisergewalt hat dann dem mittelalterlichen Europa einen festen Machtkern gegeben. So haben die deutschen Kaiser in Italien die langobardischen und normannischen Staatsbildungen von Mitteleuropa her durchsetzt und auf lange Zeiten zur Abwehr der Araber (Sarazenen) befähigt. Das natürliche Gewicht der Kaisergewalt hat auch die Polen, Ungarn und Balkanslawen gehalten und sie in den Stand gesetzt, neue mongolisch-tatarische Einfälle abzuweisen.

Durch die siedlerische und kulturelle Arbeit der mittelalterlichen deutschen Ostwande-

rung ist die europäische Kulturzone im Osten gehoben, durchsetzt und nach Asien hin abgestützt worden. Seit dem 10. Jahrhundert ist so naturhaft-ungeschichtlicher Boden am westlichen Rande Asiens der europäischen Kultur und der europäischen Geschichte aufgeschlossen worden.

In der Schlacht bei Liegnitz, am Rande des deutschen Machtgebietes, wurde 1241 der große gefährliche Tatarensturm Batu-Khans, der Rußland auf lange Zeit für Asien erobert hatte, aufgefangen. Er hat sich dann vollends an der deutsch-böhmischen und österreichischen Grenzwacht totgelaufen.

Als schließlich die deutschen fürstlichen Sondergewalten seit dem 14. Jahrhundert endgültig stärker wurden als das wehrhafte Kaisertum, welches das deutsche Leben von innen her gestützt hatte, da konnten sich asiatische Kräfte stärker und schädlicher gegen den Bestand Europas auswirken. Der unselige Niedergang der deutschen Reichsgewalt, die gleichzeitig dem Machtstreben des Papsttums und dem verblendeten Sondergeist der deutschen Fürsten und Stände erlegen war, traf auch die Sicherheit Europas und zuletzt die selbstsüchtigen deutschen Einzelkräfte selbst. — Das Deutsche Reich ließ es zu, daß die Türken Kleinasien und seit 1389 den Balkan besetzten und das oströmische Restreich in Konstantinopel zerstörten (1453). Ebenso fanden die Kaiser sich damit ab, daß der tatarisch-russische Druck auf Polen und die Karpaten-Länder sich immer wieder erneuerte.

Das Deutsche Reich verzehrte sich in inneren Gegensätzen, wie so oft in der deutschen Geschichte, und versäumte darüber den notwendigen Schutz seiner Grenzgebiete. Dieses Versäumnis zeitigte furchtbare Folgen für den Leib Europa und für sein altes blühendes Herz Deutschland, als seit 1448 die Türken zur allgemeinen Offensive auf die europäischen Nationen übergehen. Der despotisch regierte Kriegerstaat der Türken (Osmanen) war nach seinem ganzen Wesen darauf angelegt, sich unter verheerenden, immer wieder anflutenden Kriegszügen gegen die „ungläubigen" Länder Europas auszudehnen. Da das Türkische Reich eine immer schlagbereite tapfere Militärmacht hatte, war seit seinem Erscheinen in Europa die früher nur zeitweise auftretende Gefahr der Hunnen- und Tataren-Züge zu einer ständigen Bedrohung Europas geworden. (Selbstverständlich bezieht sich die Darstellung der Türkeneinfälle des 15. bis 18. Jahrhunderts nicht auf die moderne Türkei, die sich ja seit Menschenaltern völlig gewandelt hat.)

Die vorbrechende asiatische Steppe hatte im Sultansreiche feste Ausfall- und Lagerstellungen bezogen. Durch sein asiatisches, durchaus europafeindliches Wesen wurde das türkische Kriegervolk damals zu einer tödlichen Gefahr für Ungarn, Deutschland, Rußland, Polen, Italien und Spanien. Durch Deutschlands innere Überfremdung von Rom her und durch seine selbstverschuldete Wehrschwäche erst geriet Europa seit dem 15. Jahrhundert in diese gefährliche Lage.

Aus dieser bedrückenden Situation heraus entstanden für die machtpolitische Entwicklung Europas neuartige, sehr gefährliche Spannungen. Diese Spannungen sollten besonders von der Macht benutzt werden, die sich auf Kosten der europäischen Wohlfahrt und zum Schaden Deutschlands und Italiens bereichern wollte: von Frankreich. Zu gegebener Zeit sollte Frankreich das gefährliche Gewicht des asiatisch verwurzelten Türkenreiches benutzen, um seinem eigenen Ausdehnungsdrang zu dienen. Ludwig XIV. sollte dieses Spiel so weit treiben, daß er sogar vor der Ermunterung und Stärkung des europafeindlichen Sultansreiches nicht zurückschreckte.

Unter großen Verwüstungen gewannen die Türken Bosnien und Teile von Südrußland und Polen. Anfang 1526 eroberten sie das Königreich Ungarn. Dieser türkische Schlag hatte schwere Folgen. Denn tatsächlich erlitt eigentlich die spanisch-habsburgische Hausmacht, die im Jahre vorher den französischen Vormarsch in Italien entscheidend zurückgeworfen hatte, mit dem türkischen Vordringen an der Donau in ihrer Südostflanke eine schwere Niederlage. Der türkische Eroberer-staat, der dem europäischen Wesen doch zutiefst feindlich und tödlich war, hatte sich damit in das machtpolitische Spiel der europäischen Staaten eingeschoben. Der französische König Franz I. knüpfte um 1519 die ersten Bündnisverhand-

lungen mit den Türken an und gefährdete damit das Dasein des ganzen Abendlandes.

Durch Deutschlands Schwäche und durch Frankreichs eigennützigen Eroberungsdrang sollte später das Türkische Reich in dieser östlichen Randstellung zu einer schwerwiegenden Gefahr für das Leben und die Zukunft Europas überhaupt werden.

Im Jahre 1529 überströmten die türkischen Scharen dann die österreichischen Lande, also deutsches Reichsgebiet, und nur mit Mühe konnte sich Wien einer gefährlichen Belagerung erwehren. Luther hat in mehreren Schriften und Predigten gegen den türkischen Ansturm gewirkt. Er hat versucht, einen entschiedenen Gegenstoß Deutschlands hervorzurufen und die deutsche Scheu vor starken Rüstungen und vor rücksichtsloser Verteidigung der Reichsgrenzen zu überwinden. Mit hinreißenden, für uns heute wieder sehr bedeutsamen Worten hat Luther im Jahre 1529 die grauenvollen Absichten geschildert, die der von Osten her kommende Feind Europas gegen die europäischen Völker hegte. Auch dem heutigen Leser wird es bewußt, wie stark Europas Freiheit und Kulturhöhe durch einen solchen Ansturm bedroht wurde. — Zunächst wendet er sich gegen alle die falschen Christen, die sich den asiatischen Scharen unterwerfen wollen, weil sie diese Geißel für Gottes Verordnung halten oder weil sie überhaupt den Krieg als Sünde ablehnen.

Der wehrhafte Volksmann Luther warnt entschieden davor, den Eindringlingen aus dem Osten mit zu schwachen Streitkräften entgegenzutreten. Bisher habe Kaiser und Reich es stets versäumt, den Türken rücksichtslos und übermächtig anzugreifen.

Darum rät er, „daß man die Rüstung nicht so geringe anschlahe, und unser armen Deutschen nicht auf die Fleischbank opfere. Will man nicht einen stattlichen, redlichen Widerstand thun, der einen Nachdruck habe; so wäre viel besser, den Streit gar nicht angefangen."

Mit schonungslosen Worten trifft der gewaltige Prediger die Gleichgültigkeit und Faulheit der Deutschen gegen die von Osten her drohenden Gefahren. Er erinnert an die furchtbaren Rüstungen der Türken und an das schonungslose Vorgehen ihrer Armeen. Es ist über alle Zeiten hin gültig, wenn er die arglosen Deutschen zu unermüdlicher Wachsamkeit und Wehrhaftigkeit aufruft. Denn „niemand wollt gläuben, was ich vom Türken schreib, bis daß wirs nu mit so großem Jammer erfahren, und so viel tausend Menschen, in so wenig Tagen, erwürget und weggeführet gesehen haben. Das wollten wir haben. Und hätte nicht Gott so wünderlich und so unversehens uns geholfen, so sollten wir erst ein rechten Jammer in Deutschen Landen erfahren haben.

Und kenne ich recht meine lieben Deutschen, die vollen Säue, so sollen sie wohl, ihrer Weise nach, sich wiederümb niedersetzen und mit gutem Muth in aller Sicherheit zechen und wohlleben, und solcher großen Gnade erzeigt, gar nicht brauchen; sondern mit aller Undankbarkeit vergessen, und denken: Ha! der Türke ist nu weg und geflohen, was wollen wir viel sorgen und unnütze Koste drauf wenden? er kömpt vielleicht nimmermehr wieder."

Um den Frieden und ein freudiges, schaffensfrohes Leben für sich in alle Zukunft zu sichern, soll jeder Deutsche sich an der Abwehr der Türkengefahr tatkräftig beteiligen. Jeder soll mit Gut und Blut, mit Geld und Waffendienst sein Bestes tun. „Bisher ist Friedenszeit gewest, nu ist Streitens-Zeit; bisher Prassens- und Prangens-Zeit, nu aber Sorgens- und Arbeitens-Zeit, Wehrenszeit." Eindringlich spricht Luther von den Leiden der österreichischen Bevölkerung und macht es jedem Zaudernden deutlich, daß unter dem eisernen Zwangs-

regiment und der Brandfackel des Türken jede Reue zu spät sein würde: „Sperrest du dich aber, und willst nicht geben noch (ins Feld) reisen; wohlan, so wird dichs der Türke wohl lernen, wenn er ins Land kömpt, und thut dir, wie er itzt vor Wien gethan hat, nämlich, daß er keine Schätzung noch Reise von dir fordert, sondern steckt dir Haus und Hof an, nimpt dir Vieh und Futter, Geld und Gut, sticht dich zu todt (wo dirs noch so gut wird), schändet oder würget dir dein Weib und Töchter vor deinen Augen."

Diese Worte Luthers, die unter dem blutigen Druck der asiatischen Türkengefahr geschrieben wurden, um Deutschland, um ganz Europa zu retten, werden ihre Gültigkeit nie verlieren. Denn gegen alle europafeindlichen Mächte, gegen alle Drohungen von Asien, vom Osten her, hat sich unser Erdteil seit der Völkerwanderungszeit, seit den Tagen Attilas, nur mit Waffengewalt behaupten können. Und die Verteidigungskraft der deutschen Waffen, die Kraft des germanisch-deutschen Selbstbehauptungswillens, hat seit jeher am meisten zur Erhaltung Europas beigetragen. Deutschlands Stärke war Europas Stärke, und Deutschlands Wehrlosigkeit war stets Europas Verhängnis. Diese geschichtliche Erfahrung wird auch zukünftig gelten in den Gefahren und Nöten, die gegen Europa und Deutschland von Osten her aufziehen!

Der türkische Alpdruck lastete auch nach Solimans Rückzug von Wien weiterhin auf Europa, und er wurde mehr als einmal sehr gefährlich. Ungarn und weite Gebiete Südrußlands waren fest in der Hand des Sultans. Rußland, Polen, Böhmen, Österreich und Italien hatten sich dauernd gegen türkische Einfälle zu verteidigen. Dieser türkische Ansturm konnte aber nicht ernsthaft zurückgeschlagen und vernichtet werden, da Deutschland seit der Mitte des 16. Jahrhunderts durch die reichszerspaltende Gegenreformation und durch die Selbstsucht seiner Fürstenhäuser zerrissen und entmachtet wurde. Und Deutschlands Ohnmacht wirkte auch auf den Zustand ganz Europas zurück.

Frankreich benutzte den schweren Druck der Türken auf Europas deutsche Mitte, um seine eigensüchtige Eroberungspolitik in den Reichsgebieten Lothringen und Elsaß gegen den Rhein vorzutreiben. Im Zuge dieser Politik rissen die Franzosen, sich auch auf die innerdeutsche Zerklüftung stützend, im Jahre 1552 die drei Bistümer

Metz, Tull und Verden

durch Gewalt an sich. Damit wurde auch die deutsche Widerstandskraft gegen die Türkengefahr gemindert und zugleich die Wehrkraft ganz Europas gegen den Osten geschädigt. Weiterhin fielen 1648 im Westfälischen Frieden weite Landgebiete des Elsaß an Frankreich, das zur europäischen Vormacht aufstieg.

Der würgende Druck des französischen Imperialismus, der sich auf Schweden, die „rheinbündischen" instinktlosen deutschen Fürsten und die Türkei verlassen kann, zerbröckelt die militärische Macht Deutschlands die für Europas Ruhe unentbehrlich war. Frankreichs bedenkenloses Streben nach der Vorherrschaft spaltet die von Osten her schwer bedrohten europäischen Staaten in feindliche Fronten auseinander und stößt sie in blutige Kriege. Es sind Eroberungskriege, bei denen letzten Endes Frankreich an der deutschen Westgrenze nur gewinnt, während Deutschland Blut und Land hingeben muß, ohne etwas zu gewinnen!

Bald ging Ludwig XIV. sogar wieder dazu über, im geheimen mit der türkischen Regierung Angriffsbündnisse gegen das Deutsche Reich und gegen seine südöstliche Grenzwacht Österreich zu schließen. Bald nach dem Westfälischen Frieden hatten die Türken nämlich eine vorübergehende innere Zerrüttung überwunden, die sie zu Deutschlands und Europas Glück in der Zeit des Dreißigjährigen Krieges sehr gehemmt hatte, und begannen von neuem gegen Mittel- und Osteuropa vorzudringen. Diese Belebung der türkischen Angriffskraft nutzte Ludwig XIV. weidlich aus, um seine Absichten auf die noch zum Reiche

gehörenden, aber von Frankreich begehrten elf Reichsstädte im Elsaß (Straßburg, Kolmar, Hagenau, Schlettstadt, Weißenburg, Landau, Oberehnheim, Kaysersberg, Türkheim, Rosheim, Münster im St. Gregoriental) zu verwirklichen. Besonders lag ihm hier an dem Besitze der blühenden, gut befestigten Reichsstadt Straßburg.

Als König Ludwig XIV. im Jahre 1661 die Regierungsgewalt übernahm, hielten die elf elsässischen Reichsstädte noch fest zum Reich, denn die französische Schutzvogtei über die zehn kleineren von ihnen schmälerte ihre Selbständigkeit und ihre Zugehörigkeit zum Deutschen Reich nicht. (Im Jahre 1647 hatte Frankreich ja selbst die Freiheit der Städte „in seinen Schutz genommen" und feierlich bestätigt.) Nun aber erklärte der französische König, daß der Friedensvertrag die elsässischen Städte der französischen Herrschaft ganz ausgeliefert habe.

Im Feldzuge 1667/68 überwältigt er zunächst das Gebiet um Bisanz (Besançon), die sogenannte Freigrafschaft Burgund, und den Südteil der spanischen Niederlande. Dabei kommt es ihm zugute, daß Habsburg und das Reich an der Donau schwer mit den Türken zu ringen haben. Im Jahre 1672 verkündet der „Sonnenkönig" dann, daß die elsässischen Städte „réuniert" werden sollen, daß sie mit Frankreich nach dem „Rechtsentscheid" der aus Franzosen gebildeten Réunionskammern vereinigt werden sollen. Die französischen Kommissare ordnen die Entwaffnung der befestigten Städte an und brechen ihren verzweifelten Widerstand. Das Reich kann ihnen nicht helfen, es behauptet nur mit Mühe seinen eigenen Bestand östlich des Rheins und leidet bitter unter den Stößen der Türken, die gegen seine Südostflanke geführt werden. Ganz Europa erzittert vor der französischen Übermacht und zugleich kündigen die asiatisch-türkischen Heere ihm die Knechtschaft an. Frankreich aber ist mit der asiatisch-türkischen Ostmacht verbündet und stachelt sie immer wieder an.

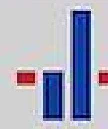
Das Vorgehen des französischen Imperialismus im Elsaß sei als Beispiel für seine immer wieder angewandte Willkür angeführt. Alle Nachbarn Frankreichs litten unter dieser Willkür, am schlimmsten aber das schon halb verblutete, uneinige Deutschland, das den Dreißigjährigen Krieg eben erst überstanden hatte.

Im Sommer 1673 ziehen französische Scharen in die elsässische Reichsstadt Kolmar ein und entwaffnen die Bürger, beschlagnahmen das Zeughaus, plündern und sengen. Zwei Tage später rücken 6000 Mann ein, um die Befestigungen niederzureißen. Das gleiche Schicksal widerfährt Schlettstadt, Barr, Münster, dann Weißenburg, wo selbst das Rathaus mit dem uralten Archiv durch den Mélac des Elsasses, den Obersten La Brosse, angezündet wird. Er läßt die Stadt an allen vier Ecken in Flammen aufgehen, und erst nach seinem Abzuge dürfen die Bürger mit dem Löschen beginnen. Der französische Druck setzte sich hier auf Kosten deutscher Freiheit über jedes Recht hinweg!

In Hagenau wütet La Brosse noch ärger. Die alte Barbarossaburg macht er dem Erdboden gleich, obwohl sie nur ein ehrwürdiges Denkmal der Vorzeit, aber keine verteidigungsfähige Festung ist. Zweihundert Bürgerhäuser läßt er absichtlich anzünden. Die Franzosen gehen hier ganz auf bolschewistische Weise vor!

Die entwaffneten und entfestigten Städte wurden dann von französischen Heeresteilen besetzt. Von der Not des Elsasses berichtet Billings „Kolmarer Chronik" noch im Jahre 1675: „Die Bürgerschaft nimmt täglich ab durch Sterben und Davonziehen; die Unvermöglichsten crepieren unter der Last; der gänzliche Untergang steht uns vor Augen." Viele Bürger wandern aus.

Noch immer aber ist Straßburg deutsch. Die feste, herrliche Stadt, von welcher der Kaiser gesagt hat, wenn die Türken vor Wien ständen und die Franzosen vor Straßburg, dann lasse er Wien den Türken und eile Straßburg zu Hilfe, diese „Festung des ganzen Deutschlands", wie sie der Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden, der tapfere Türkenludwig, genannt hat, „die für Frankreich eine immer offenstehende Kriegspforte ist, woraus es, so oft es nur will, in das platte Land vorbrechen kann", ist noch nicht in französischen Händen. Aber die Bürger wissen schon, was ihnen





Oben: Seeschlacht zwischen Florenz und Türkenschiffen (Stich von Callot)

Unten: Zeitgen. Darstellung der Belagerung Wiens durch die Türken

Der Türkenführer Sultan Soliman (1496—1526)

Darstellung v. A. Dürer a. d. Jahren des Sieges über die Ungarn bei Mohacs

Europa liegt vor Asiens Völkermassen!

Befreiung Wiens von dem ersten Angriff der Türken gegen Mitteleuropa (1529)

Zeitgen. Darstellung



Dreißig Jahre Krieg um den christlichen Glauben vernichteten Deutschland

Die Pfalz, Franken, Mecklenburg und Pommern verloren 60–70 Prozent ihrer Bevölkerung.

In der Grafschaft Ruppin blieben von etwa 110 Dörfern nur 4 einigermaßen unversehrt.

Erst nach drei Geschlechterfolgen, nach rund 100 Jahren, hat Deutschland annähernd wieder die Bevölkerungszahl erreicht, die es vor den Massenopfern und Verheerungen, dem Geburtenausfall und den furchtbaren Pestseuchen (besonders im Jahre 1635) des Dreißigjährigen Krieges aufwies. Einen aufschlußreichen Vergleich der Entwicklung seiner Einwohnerzahl zeigt folgende Darstellung. Das Deutsche Reich (einschl. der böhmischen und österreichischen Lande) zählte an Einwohnern:

1618	1648	1720
etwa 17–19 Mill.	etwa 7–8 Mill.	etwa 16–18 Mill.

Zeitgenössische Darstellungen von Jacques Callot (1592—1635)

Unten: Bettelnde Veteranen

Darunter: Bauern wehren sich gegen Plündernde







Der königliche Mordbrenner Ludwig XIV. auf einer Münze als Gott über der verwüsteten Pfalz

Sage mir, wie du aussiehst, und ....
Henri von Turenne (1611—1675)
befehligte die in Deutschland eingefallenen Franzosen 1644 und 1672

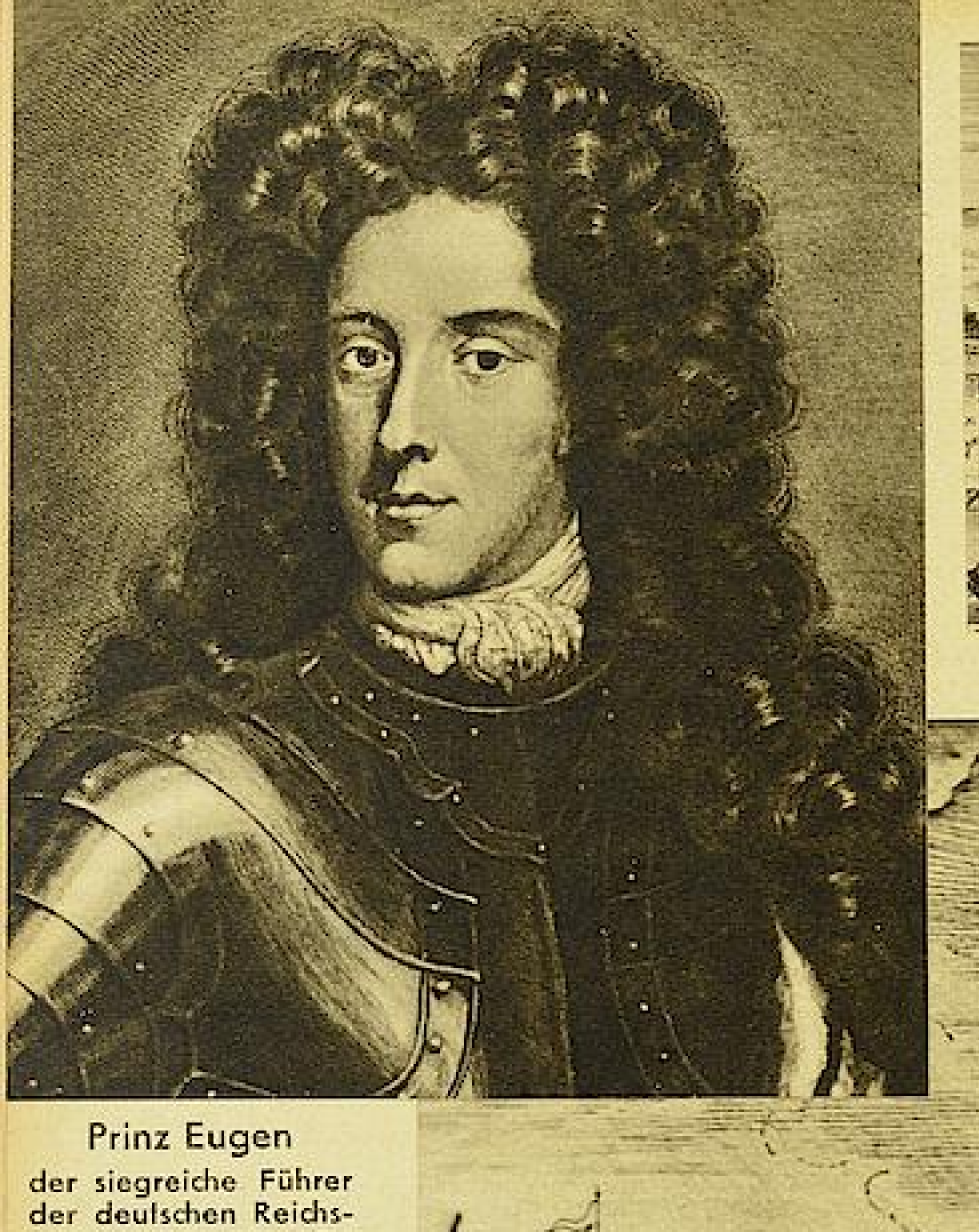
Der Raubkönig Ludwig XIV. von Frankreich (1649)

33 Kriege allein seit dem 17. Jahrhundert hat Frankreich geführt zu dem angeblichen Zweck der „Sicherheit", in Wahrheit aber für seine Prépondérance legitime, zu dem Zweck, den König von Frankreich zum mächtigsten Fürsten zu machen, Frankreich an die Vorherrschaft in Europa, ja in der Welt zu bringen: 1. Krieg 1618–1648: Der Dreißigjährige Krieg; 2. Krieg 1635–1659: Krieg gegen Spanien; 3. Krieg 1667–1668: Devolutionskrieg gegen die spanischen Niederlande; 4. Krieg 1672–1678/1679: Krieg gegen Holland; 5. Krieg 1682–1683: Türkenkrieg gegen Oesterreich; 6. Krieg 1683: Krieg gegen die spanischen Niederlande; 7. Krieg 1688–1697: Raubkrieg gegen Deutschland; 8. Krieg 1701–1714: Spanischer Erbfolgekrieg; 9. Krieg 1719–1720; Krieg gegen Spanien; 10. Krieg 1733–1735: Krieg wegen der polnischen Erbfolge; 11. Krieg 1740–1748: Oesterreichischer Erbfolgekrieg; 12. Krieg 1756–1763: Siebenjähriger Krieg und See- und Kolonialkrieg gegen England; 13. Krieg 1768: Türkenkrieg gegen Rußland; 14. Krieg 1778–1779: Bayerischer Erbfolgekrieg; 15. Krieg 1778–1783: Amerikanischer Unabhängigkeitskrieg; 16. Krieg 1792–1797: I. Koalitionskrieg; 17. Krieg 1793–1802: Krieg gegen England; 18. Krieg 1797: Napoleon gegen Venedig; 19. Krieg 1798–1799: Expedition nach Aegypten: Krieg gegen Türkei; 20. Krieg 1799–1802: II. Koalitionskrieg; 21. Krieg 1803: Krieg gegen England; 22. Krieg 1805: III. Koalitionskrieg; 23. Krieg 1806: Krieg zwischen Frankreich und Preußen; 24. Krieg 1808: Spanische Volkserhebung; 25. Krieg 1809: Krieg gegen Oesterreich; 26. Krieg 1812: Krieg gegen Rußland; 27. Krieg 1813–1814: Europa gegen Napoleon; 28. Krieg 1815: Krieg zwischen Frankreich und der europäischen Koalition; 29. Krieg 1828–1829: Russisch-Türkischer Krieg; 30. Krieg 1833–1839: Belgisch-Holländischer Krieg; 31. Krieg 1854–1856: Der Krimkrieg gegen Rußland; 32. Krieg 1859: Krieg Frankreichs und Italiens gegen Oesterreich; 33. Krieg 1870–1871: Krieg Frankreichs gegen Deutschland.

Der gesprengte Turm des Heidelberger Schlosses

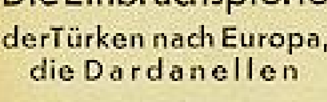
FRANKREICHS VORSCHREITEN ZUM RHEIN:
FRANKREICH 1500
BIS 1643
BIS 1648
BIS 1678
RÉUNIONEN 1697
BIS 1789

BRÜGGE
ANTWERPEN
GENT
BRÜSSEL
LÜTTICH
MAAS
KÖLN
RHEIN
KOBLENZ
LILLE
SOMME
AMIENS
SEDAN 1642
MOSEL
TRIER
MAINZ
SAARLOUIS 1680
LANDAU
SEINE
OISE
SOISSONS
AISNE
REIMS
PARIS
MARNE
CHÂLONS
STRASSBURG 1681
DIJON
CHALON
SCHWEIZ
RHEIN



Die Festung Belgrad (Zeitgen. Darstellung aus dem 17. Jahrhundert)

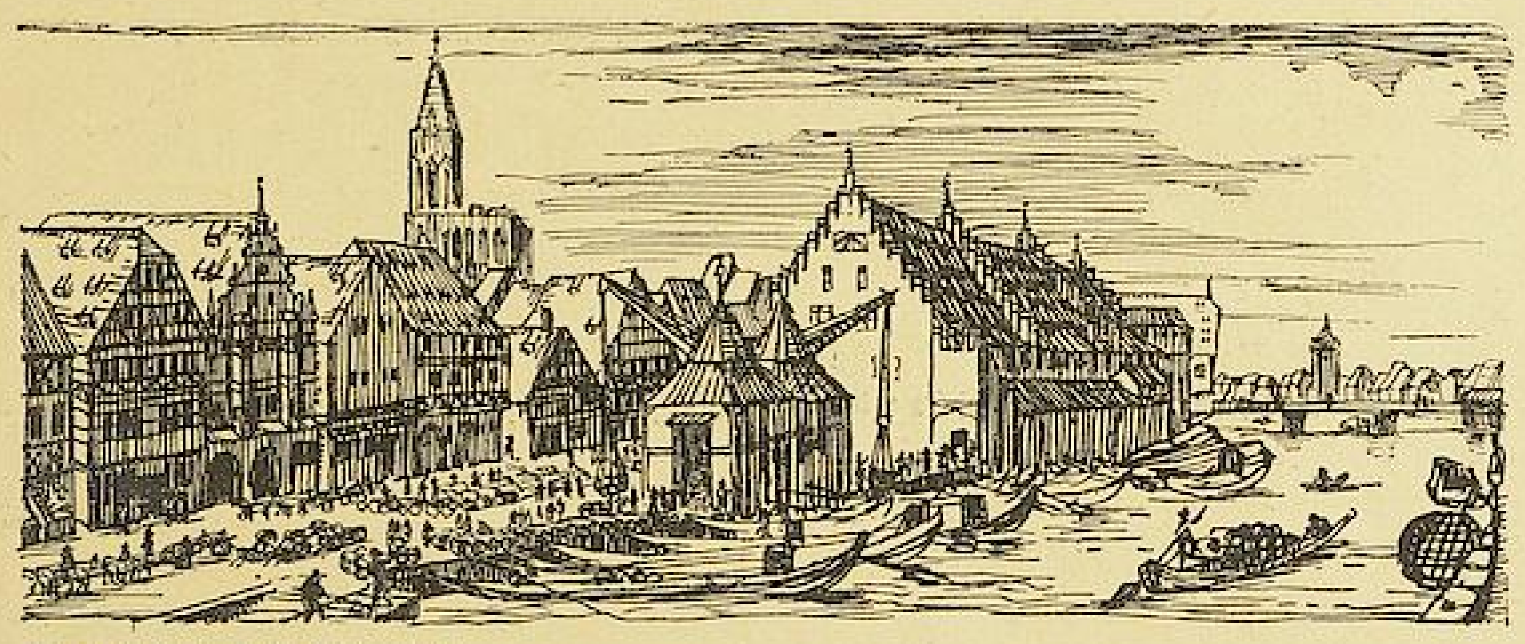
Prinz Eugen
der siegreiche Führer der deutschen Reichstruppen, der die alte Grenzaufgabe Oesterreichs neu belebte (1663—1736)



Die Einbruchspforte
der Türken nach Europa, die Dardanellen

Konstantinopel
der Mittelpunkt des alten türkischen Kriegerstaates

Szigetvar
1566 durch Graf v. Zrini heldenmütig gegen die Türken verteidigt. Zrini fiel 7. Sept. 1566 mit dem Rest seiner Schar (Drama Theod. Körners)



Die alte Reichsstadt Straßburg

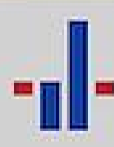
morgen blühen kann. Am Schicksal ihrer Schwesterstädte haben sie erfahren, welche Hilfe sie vom bedrängten Reiche zu erwarten haben, und ihre eigenen verzweifelten Rufe verhallen vergeblich. Deutschland und Europa haben damals alle Mühe, um ihre notdürftige Freiheit gegen Franzosen und Türken zu fristen!

Im Sommer 1678 erlebt Straßburg ein Vorspiel französischer Willkür. Der Marschall von Créqui erscheint vor der Stadt und fordert die Übergabe der Rheinbrücke. Diese Brücke war schon einmal zwei Jahre vorher von einem den Rhein heruntergekommenen französischen Trupp unter Hohn zerstört worden, ohne daß dafür eine Genugtuung durch das Reich erzwungen werden konnte. Als die Bürgerschaft daher nun die Übergabe verweigert, läßt der französische Heerführer die Zollschanze stürmen: Ihre 250 Verteidiger, deren kein Denkmal, kein dankbares Lied gedenkt, werden von der Übermacht niedergemetzelt! Dann wird die Brücke verbrannt, Kehl geht in Flammen auf, vier Straßburg benachbarte Dörfer werden angezündet.

Am 9. August 1680 steht dann, mitten im Frieden, ein gewaltiges französisches Heer vor den Toren. Wieder wird die Zollschanze besetzt, „um der Stadt Straßburg einen Dienst zu leisten", erklärt der französische Befehlshaber, denn sie kommen ja immer als Freunde und Befreier. Übrigens machen sie diesmal die Komödie kurz. „Wenn man sich nicht bis zum andern Tag morgens um 7 Uhr ergeben habe, so wäre keine Gnade mehr vorhanden und würde die Stadt mit Feuer und Schwert in Grund verderbet werden." 35000 Franzosen mit 82 Geschützen standen vor den Wällen. Aber mit 500 Mann Truppen und 3000 Bürgerwehr war kein Widerstand zu leisten.

Nach der „Eroberung" begann auch für Straßburg eine Leidenszeit voller Bedrückung, Erpressung und Seelennot. Nicht einmal das Auswandern nach dem Reiche wurde den Bürgern freigestellt. Wer auswandern wollte, dessen Vermögen wurde beschlagnahmt. Ganz Deutschland schrie auf über diesen neuen französischen Raub und Verrat. Selbst in Frankreich fanden sich Männer, die dem machtberauschten König die Wahrheit sagten. Der Erzbischof von Cambrai, Fénélon, schrieb seinen bekannten mutigen Brief:

„Mitten im Frieden haben Sie Krieg geführt und wunderbare Eroberungen gemacht. Sie haben eine Réunionskammer eingerichtet, um zugleich Richter und Partei zu sein; das hieß die Beleidigung und den Spott der Usurpation und der Gewalt hinzufügen. Sie haben im Westfälischen Frieden, um Straßburg zu überraschen, nach zweifelhaften Ausdrücken gesucht. Keiner Ihrer Minister würde es jemals gewagt haben, diese Ausdrücke nach so vielen Jahren in irgendeiner Verhandlung zu gebrauchen, um durch sie zu zeigen, daß Sie Ansprüche auf diese Stadt besitzen.



Ein solches Betragen hat Europa gegen Sie vereinigt und erregt."

Die „Réunionskammern" setzten diese Eroberungen im Frieden fort. Über 400 Ortschaften eignete sich Ludwig XIV. nach und nach ohne Gegenwehr des zerfallenen, durch Uneinigkeit gelähmten Reiches an. Und auch pfälzisches, lothringisches, flandrisches und rheinfränkisches Land wurde gewaltsam „réuniert" und von Frankreich besetzt. Darunter auch die Grafschaft Saarbrücken.

Um seine Erfolge gegen das bedrohte und gequälte Europa zu sichern, hatte Ludwig XIV. schon 1678 den holländisch-österreichisch-spanischen Verteidigungsbund gelockert und mit seinen Gegnern einzeln Frieden geschlossen. Österreich und nach ihm das Reich hatten auf das Elsaß und auf Freiburg/Breisgau verzichtet, um sich gegen die von Frankreich heimlich angeregten türkischen Angriffe zu verteidigen. Nunmehr konnte Kaiser Leopold sich ernsthaft gegen die anschwellende türkische und französische Wühlarbeit in Ungarn und gegen die Rüstungen des Sultans wenden. Im März 1683 konnte er nach großer Mühe gegen Frankreichs Willen ein Bündnis mit Polen schließen und feste Verabredungen mit dem großen deutschen Reichsfürsten treffen. Es war die höchste Zeit, denn gegen Europas Sicherheit und Freiheit wandte sich nicht nur die im Westen lauernde Großmacht Frankreich, sondern auch das von Frankreich her heimlich begrüßte Riesenheer Kara Mustapha Paschas.

Gleich den hunnischen und tatarischen Heerzügen ergoß sich die furchtbare türkische Macht über Ungarn und Österreich. Verheerungen und Gewalttaten bezeichneten ihren Weg. Im Juli 1683 wurde die stolze Hauptstadt Wien von einem unermeßlich großen Heere eingeschlossen. Vier Stunden weit dehnte sich das Zeltlager der Türken vor der belagerten Festung aus. In 25 000 Zelten war die kriegerische Auslese der asiatischen, nordafrikanischen und balkanischen Türkenheere untergebracht. Die asiatische Steppe, die ewige Bedrohung europäischen Schaffens und europäischer Gesittung, war wieder einmal am deutschen Grenzsaum machtpolitisch zusammengeballt.

Die tapferen, opfermutigen Verteidiger unter Rüdiger von Starhemberg schirmten nicht nur Wien selbst, sondern die Freiheit und die Zukunft aller europäischen Völker gegen den asiatischen Zerstörungswillen der Sultansmacht. Das Aufgebot fast aller deutschen Fürsten, des Deutschen Kaisers und Polens war nötig, um schließlich den türkischen Ansturm zurückzuschlagen. Der Polenkönig Sobieski hatte mit seinem tapferen Reiterkorps sehr viel dazu beigetragen, um den Schlachtplan des kaiserlichen Feldherrn Karl von Lothringen zum Erfolg zu bringen und Wien zu befreien. Polen hat hier also bereits schon einmal in seiner Geschichte in seinem eigenen Interesse die Zusammenarbeit mit Deutschland zum Wohle des gesamten Europas gefunden.

Der deutsch-schweizerische Historiker Hermann Stegemann hat in ungemein treffender Weise (in seinem Werk „Der Kampf um den Rhein", 1924, S. 270) das verhängnisvolle Zusammenklingen der französischen und türkischen Anschläge gegen den europäischen Frieden gekennzeichnet: „Karl von Lothringen führte das kaiserliche Heer auf den Kahlenberg, Ludwig XIV. pflasterte die Heerstraße, die durch Lothringen an den Rhein führte / zwei deutsche Kurfürsten, Max Emanuel von Bayern und Johann Georg von Sachsen, erklären sich bereit, um des Reiches und der Christenheit willen mit ihren Korps unter Karls Oberbefehl zu treten, Ludwig XIV. raubt pfälzischen, trierischen und spanischen Besitz / Graf Rüdiger von Starhemberg verteidigte Wien, die Pforte des Okzidents, auf Tod und Leben gegen die Janitscharenstürme, Ludwig XIV. schleppte das berühmte Straßburger Geschütz fort und nahm der in Freiheit geborenen Bürgerschaft Recht und Religion, Justiz- und Konfessionshoheit / das deutsch-polnische Heer schlug am 11. September 1683 in blutiger Schlacht die Türken vor den Wällen Wiens und warf sie gen Osten, der allerchristlichste König lag mit Heeresmacht vor Luxemburg und bedrängte mitten im Frieden die letzte Ardennenfestung der Katholischen Majestät von Spanien."

Als das deutsch-polnische Heer,

das aus 50 000 Deutschen und etwa 15 000 Polen bestand, seinen großen Erfolg gegen die türkische Übermacht erfochten hatte, gelang es dem Kaiser, Ungarn wieder zu befreien. Doch im Westen griff der „Sonnenkönig" 1684 von neuem zu, eroberte die damals spanische Festung Luxemburg und erzwang von Kaiser und Reich, die ja durch die Türkenabwehr gebunden waren, im Regensburger Waffenstillstand die Anerkennung seines Landraubes (Réunionen) westlich des Rheins, einschließlich des stolzen Straßburgs. Das zu schwach gerüstete und uneinige Deutschland mußte Frankreichs Schlag gegen Europas und Deutschlands Rechtssicherheit hinnehmen.

Der deutsche Philosoph und Politiker Leibniz hat in seiner Schrift vom „Allerchristlichsten Kriegsgötzen" (Mars Christianissimus) die Raubsucht und den Übermut Ludwig XIV. gebrandmarkt, der im Bunde mit dem asiatisch-türkischen Feinde der europäischen Kultur sich am eigentlichen Wesen Europas schändlich verging!

Um seinen deutschen und holländischen Gegnern zuvorzukommen, und um die deutsch-österreichischen Siege gegen die Türken auszugleichen, brach Ludwig XIV. im Herbst 1688 in einem Überraschungskrieg gegen Mitteleuropa los. Im Vertrauen auf seine riesigen Rüstungen und auf seinen türkischen Bundesgenossen im Osten gedachte er Europa einzuschüchtern und seinem Willen zu unterwerfen. Zugleich wollte er seine Absichten auf das pfälzische Gebiet links und rechts des Rheines verwirklichen, um seine bewaffnete Hand in das alte Herzgebiet des Reiches zu legen. Denn die pfälzische Prinzessin Liselotte war aus höfisch-undeutschem Interesse mit dem Bruder Ludwigs XIV., dem Herzoge von Orleans, verheiratet worden. Nachdem ihr Bruder, der Pfalzgraf, gestorben war, hatte Ludwig XIV. unter Hinwegsetzung über das vorliegende Testament und über das deutsche Erbrecht Anspruch auf die kurpfälzischen Hausgüter erhoben.

Gegen den ungeheuerlichen Überfall der Franzosen kam aber bald eine europäische Verteidigungsfront zustande: England erhob Ende 1688 Wilhelm von Oranien zu seinem König, Holland, Kaiser und Reich, Spanien, Savoyen und sogar Schweden traten gegen den französischen Ruhestörer zusammen, der sich mit den Türken gegen Europas Freiheit verschworen hatte. Da Ludwig XIV. einsah, daß er gegen eine solche geschlossene Abwehr die Pfalz nicht gewinnen konnte, entschloß er sich zum Verwüstungskrieg. Er gab den ungeheuerlichen Befehl, dieses blühende Land in eine Wüste zu verwandeln. Während die kaiserlichen Truppen in Ungarn durch den Feldzug gegen die Türken gebunden waren, erhielten die französischen Feldherren die Weisung, die Pfalz niederzubrennen! Da der große Marschall Turenne sich nicht eifrig genug bei den Verwüstungen zeigte, wurden andere geschickt. Unter ihnen erregte neben Duras, Boufflers und Monclar, besonders der Graf de Mélac durch seine hemmungslose Grausamkeit das Entsetzen Europas.

Frankreich versuchte es kaltblütig, den Gegenstoß der auf das äußerste provozierten Deutschen durch einen Streifen ausgebrannten, verödeten Landes aufzuhalten. Insgesamt wurden in dem so furchtbar gewordenen Winter 1688/89 in der Unterpfalz zwölf Städte und zahlreiche Dörfer völlig vernichtet. Im Sommer 1689 kamen dann in der Landgrafschaft Baden-Durlach die Städte Rastatt, Baden-Baden, Bretten, Stollhofen und viele andere Ortschaften an die Reihe. Dem Marschall Herzog Duras genügten diese Verheerungen noch nicht. Er schlug vor, auch das ganze Gebiet nördlich bis Mainz zur Wüste zu machen. Starke französische Truppen überfluteten das Land, plünderten alle Siedlungen und ließen sie meistens in Flammen aufgehen. Gegen die unglücklichen, wehrlosen Einwohner verübten sie dabei die rohesten Gewalttaten. So wurden die Städte Mannheim, Frankenthal, Offenburg, Kreuznach, Ladenburg, Oppenheim, Alzei, Worms, Bretten, Bruchsal, Rastatt und Baden-Baden zerstört.

Im Herbst 1688 zogen die Franzosen in Speyer ein; eine Verteidigung hatten die Bewohner nicht gewagt, weil sie durch freiwillige Übergabe ihr Schicksal zu mildern hofften.



Französische Soldaten verübten die rohesten Gewalttaten in der Pfalz

Auch war ihnen von den französischen Befehlshabern aller Schutz und die Achtung ihrer Freiheit und Gerechtsame verbürgt worden, wenn sich die Stadt an Frankreich ergeben würde. Aber was besagten solche Zusicherungen? Bald begannen auch in dieser alten Domstadt Brandschatzungen und Gewalttaten aller Art.

Gerade das französische Verhalten in Speyer bewies eine teufliche Roheit. Im April 1689 kam der französische Marschall Duras in die Stadt und versicherte den Bürgern, daß außer dem Niederwerfen der Stadtmauern der Stadt kein Schaden zugefügt werden solle. Doch vier Wochen später wurden die Ratsherren und die vornehmsten Bürger von dem General Monclar benachrichtigt, daß sämtliche Einwohner die Stadt binnen sechs Tagen zu räumen hätten; dabei wurde ihnen nur die Flucht nach dem Elsaß, nach Lothringen oder Burgund gestattet. Vergebens flehten die Bürger Speyers um Schonung. Schleunigst suchten die Einwohner sich und ihre beste Habe zu retten, denn schon begannen die französischen Soldaten die Wohnungen zu plündern. Die kostbarsten Schätze des Domes wurden unter Aufsicht der Franzosen nach der Festung Philippsburg übergeführt. Hierauf eröffnete Monclar dem Stadtrate, daß Speyer auf den Befehl seines Königs niedergebrannt werden solle, die Bürger möchten ihr noch rückständiges bewegliches Gut nach dem Dome bringen, da dieser vom Brande verschont bleiben werde. Unter Jammern und Wehklagen wurde die Räumung fortgesetzt.

Viele Bürger suchten über den Rhein zu ihren deutschen Brüdern zu entkommen, aber die französischen Wachen fingen sie ab und schleppten sie unter Mißhandlungen zurück. Am dritten Pfingsttage, am 31. Mai, erhielten die Brandkommandos ihre Befehle. Abends loderten die Flammen und dicke Rauchwolken über der verödeten Stadt empor und wüteten die ganze Nacht hindurch. Am anderen Tage kamen die Raub- und Brandkommissare, um zu sehen, wie weit das Feuer die Stadt verzehrt habe.

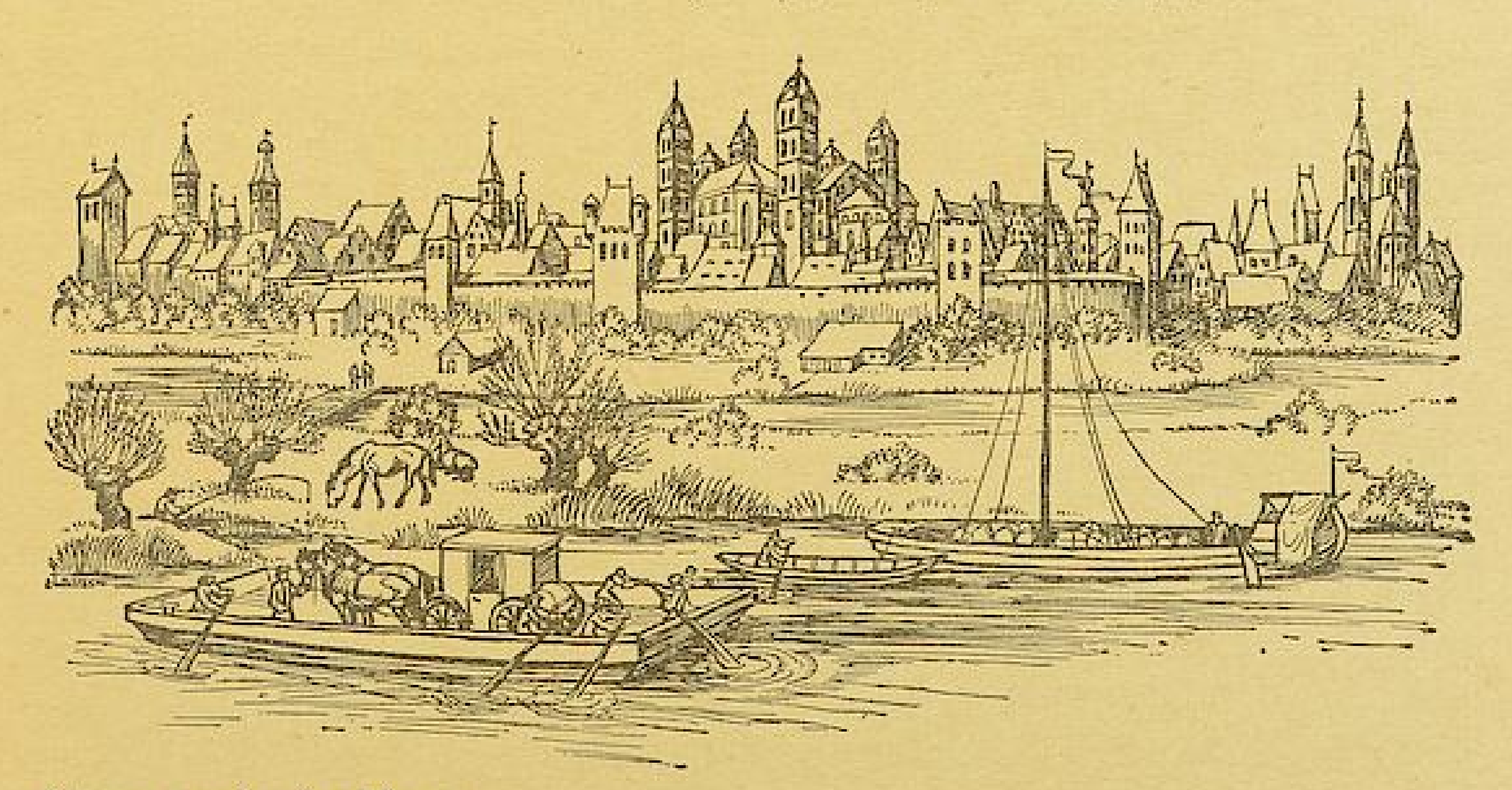
Der bischöfliche Statthalter hatte mit einer Anzahl von Bürgern, die in der Stadt zurückgeblieben waren, den Dom sorgsam vor Brand und Zerstörung geschützt. Leider sollte auch diese Sorgfalt ganz vergeblich sein! Zwar versuchte der Statthalter in der folgenden Nacht das verzehrende Element zu unterdrücken, doch die Löschenden mußten vor der um sich greifenden Glut und dem vom Dach herunterschmelzenden Blei eiligst flüchten. Die Gewölbe brachen ein;

die Glocken fingen an zu schmelzen und stürzten krachend herunter; das geschmolzene Metall floß wie ein Feuerbach über die Straße.

Nachdem das Feuer in Speyer zwei Tage und zwei Nächte gewütet hatte, war die einst so blühende Stadt fast nur noch ein Aschen- und Trümmerhaufen. Von dem Dome standen allein noch die ausgebrannten Mauern des Langhauses und vier Türme. Der Statthalter erbat sich für diese Überreste von Monclar eine Schutzwache. Kaum aber hatte der Statthalter mit den Domherren die Stadt verlassen, so drangen die Franzosen in den Dom über die rauchenden Trümmer hinweg zum Königschor, zerschlugen die marmornen Sarkophage, brachen die Gräber auf, rissen die Überreste der Leichname des Kaisers Albrecht und der Kaiserin Beatrix heraus und warfen sie in kannibalischer Roheit im Dome umher. Sie raubten die silbernen Särge und was sonst Wertvolles zu finden war. Schlimmer als zuchtlose oder blindwütige Türken haben die Brandkommandos sich an der ehrwürdigen deutschen Grabkirche vergangen!

Auch das rechte Rheinufer lernte die französische Faust kennen. Im Februar 1689 war Heidelberg, und sein prächtiges Schloß der planmäßigen französischen Verwüstung zum Opfer gefallen. Das ganze Gebiet am unteren Neckar verlor seine Dörfer, Gärten, Obst- und Weinpflanzungen. Von Rastatt bis nach Darmstadt wurden die Städte niedergebrannt, wurde das Land verheert und die Bevölkerung fortgetrieben. — Furchtbar hatte sich die selbstsüchtige und volksverräterische Franzosensucht so mancher deutscher Fürsten gerächt. Viele Deutsche kamen zu der Erkenntnis, daß Deutschland es versäumt hatte, sich eine starke und einige Waffenwehr zu schaffen! Die Wehropfer, die das friedensselige, arbeitsfrohe Deutschland lange Zeiten hindurch gescheut hatte, mußte es jetzt blutüberströmt in vervielfachter Menge in die Hand der französischen Eroberer legen.

Im Jahr 1689, in dem Frankreich die Pfalz und das nördliche Baden in eine feurige Wüste verwandelte, setzte sich aber das mißhandelte Europa gegen die französischen Übergriffe energisch zur Wehr. Die Seemächte Holland und England brachten im Bunde mit dem Reich, Österreich und Spanien den französischen Vormarsch zum Stehen. Der Mißerfolg Ludwigs XIV. in seinem dritten Raubkrieg (1688—97) und im Spanischen Erbfolgekrieg erstickte dann für einige Zeit die französischen Anschläge gegen Europas kulturelle und politische Vielfältigkeit und Freiheit. — Aber mit schweren Geld- und Bluteinsätzen mußten die Hauptmächte des damaligen Europa es wettmachen, daß Europas deutsche Mittelmacht nicht wehrpolitisch stark genug war, um gleichzeitig den französischen Übermut und die türkische „Hunnenpolitik" in Schach zu halten.



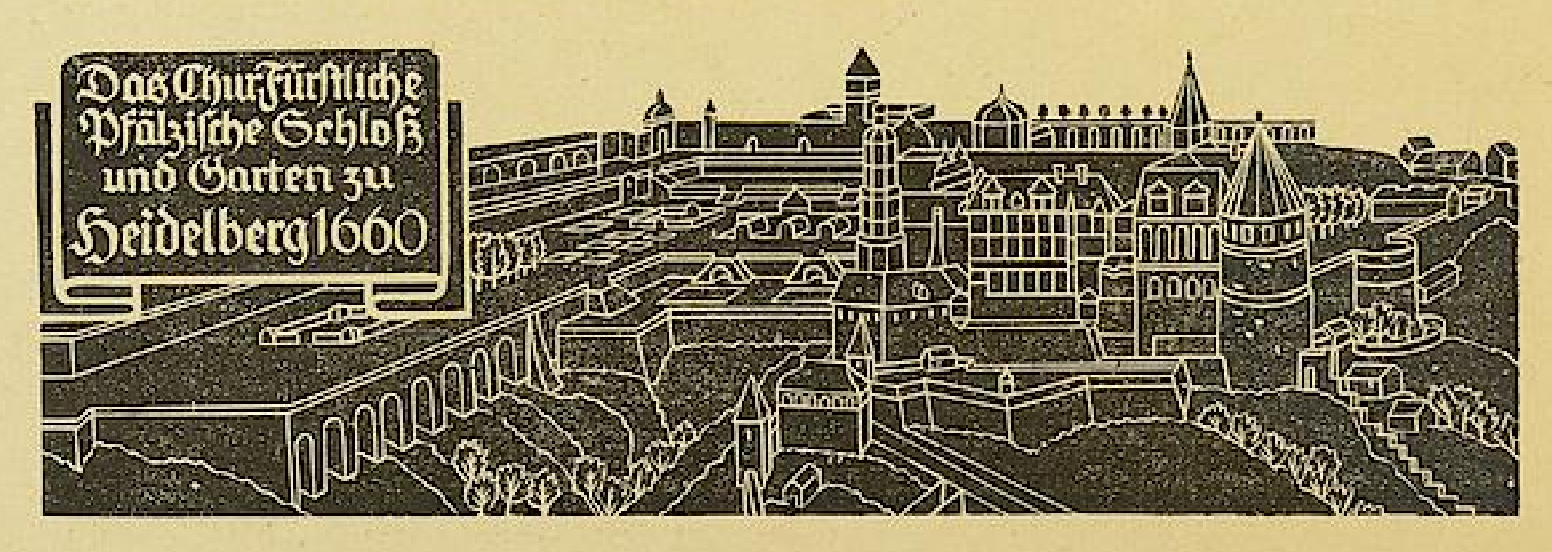
Speyer vor der Zerstörung
1689 wurde die schöne Stadt durch die Franzosen vernichtet. Zwei Tage und zwei Nächte wütete das Feuer

Und wenn das Haus Österreich zusammen mit den Truppen der deutschen Reichsfürsten seit 1716 Ungarn wieder fest in seine Hände nahm und die Türken zurücktrieb, so konnte es doch nicht annähernd die Wunden ausgleichen, die Deutschland am Rhein empfangen hatte. Immer wird Deutschland der blutigen Schlachten gedenken, die der kühne Feldherr Prinz Eugen bei Peterwardein (1716) und bei Belgrad (1717) gegen die asiatisch-türkischen Heere gewann. Unvergänglich sind diese Waffenleistungen zum Schutz des deutschen, des europäischen Kulturbodens!

Den Waffen des großen Markgrafen Ludwig von Baden und des unvergleichlichen Eugen folgten Pflug und Spaten. Ein großartiges Siedlungs- und Kulturwerk brachten damals die deutschen Einwanderer in Ungarn zustande. — Aber trotz der glänzenden Erfolge im Südosten blieben die deutschen Kräfte doch zersplittert, kam Deutschland doch nicht zu einer machtpolitischen Zusammenfassung, die sich im Interesse des europäischen Friedens durchsetzen konnte. Nach dem Scheitern Bernhard von Weimars, der im Dreißigjährigen Kriege auf Kosten der Reichsverfassung neue Macht schaffen wollte, war der Ansatz zu einer staatlichen Einigung im alten Reichsraum nicht mehr möglich. Zunächst mußte das alte mittelalterlich-kaiserlich Restdeutschland, das machtlose System des Regensburger Reichstages erst von einer neuen Machtbildung aus deutscher Kraft überholt werden. Hierzu mußte erst Preußen zu einer Großmacht aufsteigen!

Nur mit gleichzeitigen furchtbaren Verwundungen an seiner westlichen Grenze war es Deutschland im letzten Drittel des 17. Jahrhunderts schließlich geglückt, die von Frankreich aufgereizte türkische, wesentlich asiatische Ostmacht von Europa fernzuhalten. Das für Europas Zukunft so gefährliche Bündnis zwischen dem französischen Imperialismus und der despotischen Sultansmacht hatte den Türken schließlich keinen Nutzen gebracht, wohl aber den Franzosen. Die Franzosen erwarben am Rheine wichtige Gebiete, während die Türken der deutschen (und auch polnischen) Abwehr in Südosteuropa erlagen. Während die Ostgefahr in letzter banger Stunde (1683) von Wien und vom Reichskern zurückgehalten werden konnte, bereicherte sich Ludwig XIV.

Der Ansturm des türkischen Ostens erlahmte in den folgenden Menschenaltern allmählich, weil die türkischen Kräfte nicht fest und zielbewußt zusammengehalten wurden, weil der lehnsrechtliche Aufbau des türkischen Staates zu locker für eine moderne Kriegsführung war. Die deutschen Waffen in Ungarn taten das ganze 18. Jahrhundert hindurch ein Übriges. — Aber die Drohung des asiatischen Ostens blieb und wird auch zukünftig bleiben. In jeder hunnisch-östlichen Blutwelle stand und steht sie wieder auf. — Heute ist die hunnisch-asiatische Rassenkraft in Rußland übermächtig geworden und hat ein verhängnisvolles Bündnis mit jüdischen Elementen und dem auf solche Situationen spekulierenden Westen geschlossen. Europa muß auf der Hut sein. Europa, und besonders Deutschland muß an die Gefahren denken, die einst von der alten türkisch-sultanischen Macht drohten. Die weißen Kulturvölker Europas werden sich nur dann behaupten können, wenn Europas deutsche Mitte stark für den Verteidigungskampf ist und bleiben wird!



Dr. Werner Lehmann:

Erinnerung und Mahnung

Aufstieg und Verfall Spaniens

I.

Durch den zielbewußten Willen Adolf Hitlers fand Deutschland den Weg zur Einheit und zu neuer Größe. In der Erkenntnis der Bedeutung rassenmäßiger Zusammenhänge formt sich das neue deutsche Schicksal. Ob wir nun heute gegen den Geist des Liberalismus, gegen Materialismus und Klassenhaß, gegen Judentum, gegen das Eindringen der Kirchen in die Machtsphäre des Staates kämpfen, so ist dieses Ringen immer ein Streit um die Erhaltung unseres Volkstums und unserer völkischen Eigenart: es ist der Sieg der deutschen Seele, der uns allein die Kraft zur Bewahrung und Festigung unseres Volkes und seines innersten Wesens gibt.

Wenn wir so zu tiefgreifenden Schlüssen gelangt sind, so haben wir sie nicht nur gefunden in der Deutung der Nöte des Alltags, indem wir einen Ausweg suchten aus der Zerrissenheit der Zeit zu einem einigenden Prinzip, wir haben auch die Erfahrungen der Geschichte nutzbar gemacht. Doch nicht nur die Geschichte unseres eigenen Volkes war uns eine Warnung und eine Mahnung; die Staaten Europas entstammen, so vielgestaltig ihre Erscheinungsformen auch sein mögen, soweit sie kulturfördernd und kulturtragend wirkten, einer gemeinsamen Wurzel. Die Stürme der Völkerwanderung fegten den entarteten römischen Staat hinweg; und die germanischen Völker einer noch rein erhaltenen nordischen Rasse gründeten neue, jugendkräftige Reiche.

Als besonders lehrreiches Beispiel leuchtet die Geschichte Spaniens auf. Dieses Schicksal eines großen Volkes aber ist uns näher verwandt und berührt uns mehr als der Zerfall persischer, hellenischer und selbst römischer Kultur, weil die Elemente, die es heraufbeschworen, im wesentlichen dieselben waren, die auch uns niederzureißen drohten.

II.

Die Urbevölkerung.

Um die spanische Geschichte zu deuten, ist es erforderlich, die Urbevölkerung des Landes zu ergründen. Dies ist um so notwendiger, weil die ursprüngliche Bevölkerung Spaniens in eigentümlich zäher Beharrlichkeit trotz der Überflutung Spaniens durch fremde Rassen ausgedauert und sich behauptet hat. Diese Urrasse, die wir westische Rasse nennen, zeichnet sich aus durch zierlichen Körperbau, schmales längliches, jedoch sanft gerundetes Gesicht, dunkles Haar, dunkle Augenfarbe, bräunliche Tönung der Haut. Daß diese Rasse gerade im südwestlichen Europa heimisch ist, ergibt sich aus einer gewissen Übereinstimmung zwischen klimatischen und seelischen Eigenschaften. Die mildere Natur bedingt nicht die tätige Schöpferkraft des nordischen Menschen. Der westische Mensch findet sein Genügen in einem auskömmlichen Dasein, das ihm ein sanftes Klima durch nicht allzu erhebliche Anstrengungen ermöglicht. Stimmungen leicht unterworfen, leidenschaftlich bis zur Roheit, aber auch weichlich bis zum Zerfließen, konnte sich der westische Mensch wohl zu losen Bünden

zusammenschließen. Es fehlte ihm jedoch die staatenbildende Kraft. So vermochten in Spanien die einheimischen Stämme westischer Rasse das Eindringen eines nordischen Volkes, der Kelten, nicht zu verhindern.

Hiermit wanderten Angehörige einer Rasse ein, die in ihrer körperlichen Struktur und seelischen Haltung grundverschieden von der heimischen Bevölkerungsschicht war. Zwar war der Einfluß dieser Scharen bei weitem nicht so groß wie derjenige, der im Laufe der Völkerwanderung etwa 1000 Jahre später einstürmenden Westgoten, es gelang ihnen aber doch, ein festes Bollwerk gegen die Machtgelüste karthagischer und römischer Expansionspolitik zu schaffen. Äußerlich besteht eine gewisse Ähnlichkeit zwischen westischer und nordischer Rasse. Auch die nordische Rasse ist schlank und schmal, doch von weitaus größerer und kräftigerer Gestalt. Im Gegensatz zur dunklen westischen Rasse ist der nordische Mensch hellhäutig, blondhaarig und blauäugig. Vollends aber die seelischen Merkmale zeigen tiefgreifende Unterschiede. Planvolle Kühnheit, Zähigkeit und Ausdauer, Härte gegen sich selbst, Raschheit des Entschlusses hat diese Menschen ausgezeichnet, die mit den so anders gearteten westischen Ureinwohnern Spaniens in Berührung kamen. Wenn diese wenig Widerstandskraft zeigten, so haben sie sich doch in einem den Eindringlingen überlegen gezeigt: in der Behauptung ihres Lebensrechtes auf dem Heimatboden. Glichen nicht die nordischen Scharen jenen Zugvögeln, die wohl vom Drang nach dem sonnigen Süden mit seinem heiteren, leichtbeschwingten Leben erfüllt der rauhen Heimat entfliehen, um doch nicht heimisch zu werden auf fremder Erde? Bewies sich hier zum ersten Male die Behauptung, daß gerade Menschen nordischer Rasse nach ihrer Auswanderung aus der Heimat im fremden Land am ehesten ihr Volkstum und ihre Abstammung vergessen, um widerstandslos im fremden Volkstum aufzugehen? Alle diese Fragen werden immer wieder auftauchen und uns im Laufe unserer Darstellung beschäftigen müssen. Schon die Kelten gaben sich, nur schwach an Zahl und mit starkem Männerüberschuß, schnell den Bewohnern des Landes hin, und es entstand ein Schlag, den man als Keltiberer bezeichnet.

Zwar schwächte der weiche, unbeständige Sinn der westischen Rasse die unerbittliche Strenge und Ausdauer der nordischen Eindringlinge, aber trotz immer geringer werdenden keltischen Blutsanteils vermochte Spanien lange eine gewisse Selbständigkeit gegen karthagische und römische Kriegsscharen zu bewahren. Es dauerte Generationen, bis Rom endlich das zähe Volk der Keltiberer bezwang. Seitdem im Jahre 217 v. Chr. erstmalig römische Legionäre in Spanien Fuß gefaßt hatten, währte es bis zur Zeit des Kaisers Augustus (30 v. Chr. bis 14 n. Chr.), daß ganz Spanien nebst dem heutigen Portugal dem römischen Imperium einverleibt wurde. Heldenhaft wie kein anderes Volk haben die Keltiberer immer wieder versucht, das römische Joch abzuschütteln.

Es muß hier noch einer weiteren Rasse gedacht werden, deren Eindringen in die iberische Halbinsel weniger bemerkbar vonstatten ging als der stürmische Einmarsch keltischer Scharen und römischer Legionäre. Es ist die vorderasiatische Rasse. So wird angenommen, daß die baskische Sprache, die eine Verwandtschaft mit den kaukasischen Sprachen aufweist, von Angehörigen dieser Rasse in Spanien eingeführt wurde. Die betriebsamsten Händler des Altertums, die Phönizier, unzweifelhaft ein Volk vorderasiatischer Rasse, haben wohl schon vor der keltischen Einwanderung nutzbringende Handelsniederlassungen gegründet. Als dann Karthago, die bedeutendste phönizische Gründung, nach dem ersten punischen Krieg (264—241 v. Chr.) Sizilien einbüßte, versuchten die Karthager, das damals noch gold- und silberreiche Spanien zu unterjochen. Auch als Rom die karthagische See- und Handelsmacht völlig vernichtet hatte (146 v. Chr.), hörte der Zustrom vorderasiatischen und auch afrikanischen Blutes nicht auf, wenn er auch nie den Anteil nordischen oder gar westischen Blutes erreichte.

Der rassische Verfall des römischen Reiches, dessen Keime schon im endgültigen Sieg des Plebejertums begründet lagen (366 v. Chr.), führte im ganzen Imperium zum Vordringen des sicherlich vorderasiatisch bedingten Etruskertums, dessen widerwärtiger, triebhaft überhitzter, ja perverser, nur auf übersteigerter Wollust und primitiv-geschlechtlichen

Überreiztheiten aufgebauter Kult sich paarte mit grausamster Roheit und ödestem Materialismus. Mit der aufkommenden Geldwirtschaft begannen sich diese Naturen voll unruhiger Betriebsamkeit und niedriger Raffgier durchzusetzen; und die Geschichte des Kaiserreichs zeigt uns leider zumeist nur ein Zerrbild ehemaliger Größe.

Da die Vertreter vorderasiatischer Rasse in gewissen Zeiten der spanischen Geschichte eine verhängnisvolle Rolle gespielt haben und auch das jüdische Volk, welches sein Parasitentum auch in Spanien trieb, wesentliche Merkmale dem vorderasiatischen Blutsanteil verdankt, ist eine kurze Schilderung der Eigenart dieser Rasse notwendig. Der vorderasiatische Mensch ist mittelgroß, dunkelhaarig, dunkeläugig und dunkelhäutig. Ein besonderes Kennzeichen ist die stark vorspringende Nase, die sich im Knorpelteil nach unten senkt und fleischig endigt. In seelischer Hinsicht erscheint das Bild vom Standpunkt der europäischen Rassen aus wenig erfreulich. Mit der Begabung zum Handel verbindet sich beim vorderasiatischen Menschen ein bedeutendes Einfühlungsvermögen, eine verblüffende Menschenkenntnis und die Fähigkeit, die Schwächen der Mitmenschen rücksichtslos und zielbewußt auszunutzen. Während das Geschick der Organisation und des schöpferischen Aufbaues zu fehlen scheint, gibt die Gabe der Menschenbehandlung und die Geschicklichkeit, fremdes Gedankengut zu verarbeiten und zu deuten, die immer wieder geübte Möglichkeit der Zersetzung und der Unterhöhlung geordneter Verhältnisse.

Die Kirche.

Die formlose, überirdische, fast abstrakte Reinheit des Christentums wurde in den Händen fanatischer Revolutionäre zur schärfsten Waffe gegen die Herrschaft des römischen Imperiums. Die Wut unterdrückter Sklavenseelen fand ihr Ventil in jener Lehre von der Gleichheit aller Menschen. Nicht weit war der Weg von dieser Erkenntnis bis zum wilden Aufbegehren gegen Ordnung und Gesetz. Und es war nicht zum mindesten das zweifelhafte Verdienst jener immer Unzufriedenen, jener stets auf Zerstörung Bedachten, jener Neid- und Haßerfüllten, die jede Autorität untergruben, daß die christliche Bewegung lawinenartig anschwoll, und daß sie das Römische Reich seinem Untergang entgegentrieb. Über den Bestand dieses gewaltigen Staates hinaus beanspruchte die christliche Kirche Geltung und Herrschaft. Nicht achtete sie der Eigenart von Rassen und Völkern, sie zwang den Widerstrebenden selbst mit der Gewalt weltlicher Waffen das auf, was allein sie in der Verblendung schematischer Abstraktionen die alleinige Seligkeit nannte. Ihre Wurzel entstammte nicht dem Hoheitsgefühl des Edlen, nicht dem Stolz des Tapferen und Fähigen: nein, Leiden und Dulden wurden zu besonderen Verdiensten gestempelt, und frohe, frische Arbeit und tätiges Handeln wurden zur Plage und leider oft unvermeidbaren Mühe herabgewürdigt. Der aszetische, hagere, kahle Mönch wurde zur Idealgestalt. Wie fern war er dem Heros nordischer Gedankenwelt.

III.

Diese kurze Andeutung der tiefen Gegensätze zwischen der heroischen Einstellung des nordischen Menschen und der vorderasiatischer Ideenwelt entstammenden Vorstellungsweise der römischen Kirche, die beherrscht ist vom Bild des zerknirschten, duldenden Sünders, war auch im Rahmen dieser Darstellung nötig, da sich auch durch die Geschichte des spanischen Mittelalters diese Kluft als beherrschender Faktor zieht. Die germanischen Stämme, die im 5. Jahrhundert Spanien überfluteten, mußten schon Stellung zu diesem Zwiespalt nehmen. Die alten Stammesreligionen waren tot; sie waren gebunden gewesen an die Natur der Heimat und genügten dem weithin schweifenden Geist der erobernden Völker nicht mehr. Siegreich hatte das Christentum die römische Welt durchdrungen. Aber eine Scheidung haben diese germanischen Völker vorgenommen, die bewies, daß sie zu sklavischer Unterordnung unter das Joch der römischen Kirche nicht bereit waren. Während das römische Kaisertum im Chaos der beginnenden Völkerwanderung nach Auflösung der alten Religionen in der Schaffung einer starken kirchlichen Zentralgewalt, die zu beherrschen und zu leiten es gewillt war, eine allerdings vergebliche Rettung vor dem Zerfall des Imperiums suchte, haben die germanischen Völker zumeist das Christentum in der Form angenommen, die man

in Rückführung auf einen dogmatischen Streit die „arianische" nennt. Diese Lehre des Arius gibt nur eine Ähnlichkeit zwischen Gottvater und Gottsohn zu.

Die Westgoten

überfluteten unter ihrem König Eurich (466—484), von Südfrankreich herkommend, die ganze pyrenäische Halbinsel, um nur den Nordwesten von Sueven, einem ebenfalls germanischen Stamm, zu überlassen. Sie gründeten hier ein Reich, das als das mächtigste und bestgeordnete aller germanischen Staatengründungen der Völkerwanderung angesehen werden muß. Wenn sich eine dünne Herrenschicht 200 Jahre behaupten konnte gegen zersetzende innere und äußere Einflüsse, die stabiler gegründete Staaten vernichtet haben, wenn sich auch späterhin nach Zerstörung des westgotischen Reiches durch den verheerenden Ansturm arabischer Scharen aus den geschlagenen Resten des zermürbten westgotischen Heerbanns eine starke Macht bildete, die trotz tiefer innerer Gegensätze die Eroberer schrittweise vertrieb, so zeugt dies von der überflutenden Lebenskraft nordischen Blutes.

Wenn wir den Ursachen des Niedergangs der Westgoten nachgehen, so sehen wir ein ganz besonders lehrreiches Beispiel, das uns die Gefahren aufdeckt, von denen die Herrschaft nordischer Völker so oft bedroht war. Der Germane kam nach Spanien als Herr. Der Krieger im Volksheer der Westgoten war ein freier Mann, kein unterwürfiger Knecht und feiger Sklave: sein Dienst war nicht totale Unterwerfung, sondern auf dem System der Gefolgschaftstreue aufgebaute freiwillige Unterordnung unter einem Führer, der würdiger und tüchtiger erschien. Diese auf einem persönlichen Verhältnis der Anhänglichkeit beruhende Ergebenheit konnte natürlicherweise nur kleinere Kreise umfassen. Sie barg notwendigerweise die Gefahr des Zusammenfallens größerer Staatsgebilde in sich. Sie mußte jedenfalls der Schaffung einer starken Zentralgewalt hindernd im Wege stehen. Das beweist uns die westgotische Geschichte. Der westgotische Staat hatte Anklänge an eine Art Adelsrepublik. Nur wenig hob sich das Amt des Königs aus der Schar der Großen heraus; und unmöglich war es diesen oft, das herrische Haupt unter ihresgleichen, als welchen sie den König ansahen, zu beugen. In der kurzen Zeitspanne von 395 bis 711 regierten 34 Herrscher; dies ergibt im Durchschnitt eine neunjährige Regierung für einen König. Immer wieder versuchten kräftige Herrscher, dieses Wahlkönigtum in ein erbliches umzuwandeln. Der tüchtige Leovigild (567—586) vermochte zwar nach mörderischem Kampf mit seinem ältesten Sohn den Thron seinem zweiten Sohn Reccared I. (586 bis 601) zu vererben, aber schon mit dessen Sohn Liuva II. (601—603) brach die Reihe ab. Sisibut (612—621), einer der fähigsten Regenten, trefflich als Mensch, hervorragend als Feldherr, versuchte ebenfalls eine Stärkung der königlichen Macht. Es war vergeblich: als sein Sohn und Nachfolger Reccared II. (621) starb, begann blutiger Bürgerkrieg zu toben, bis endlich Chindasuinth mit seinem Sohn Reccesuinth den Thron bestieg (641—672). Gleich einem orientalischen Despoten ließ er schon bei seinem Regierungsantritt 200 Vornehme und 500 Personen aus ihrem Anhang hinrichten. Schwächer als der Vater erklärte schon Reccesuinth die Wählbarkeit der Könige für einen wesentlichen Bestandteil der westgotischen Staatsverfassung. Der letzte tatkräftige König Wamba (672—680) wurde von einem seiner Günstlinge beseitigt. Nach dem Tode dieses Mannes (Erwig: 680—687) verfiel das Reich vollends in Anarchie. Endlose Fehden unter den rivalisierenden Großen lösten sich ab. Verrat untergrub die letzte Widerstandskraft der entarteten Westgoten, und eine arabische Heeresmacht von nur höchstens 12 000 fanatischen und disziplinierten Streitern schlug das aus Westgoten und geworbenen Söldnern gebildete Heer des Königs Roderich, das aus 40 000 bis 90 000 Mann bestand (die Angaben sind sehr schwankend), in der siebentägigen Schlacht bei Xeres de la Frontera (711).

Ein weiteres Moment der Schwächung der westgotischen Macht lag zweifelsohne in der Gestaltung des Verhältnisses zur Kirche. Als die Westgoten in Spanien Fuß faßten, war ihr Nachbar, der Frankenkönig Chlodowech (481—511), aus machtpolitischen Gründen zum römischen Christentum übergetreten. Es ist hier nicht unsere Aufgabe, zu untersuchen, inwieweit

die stark mit römischer Kultur durchsetzte Bevölkerung Galliens auf diesen Entschluß einwirkte und die Ausdehnung des römischen Bekenntnisses begünstigte: es ist jedenfalls verständlich, daß diese Welle der Bekehrung auch nach Spanien, dessen Bevölkerung ja ebenfalls vor dem Einbruch der Germanen dem Glauben des Athanasius anhing, überschlug. Die Westgoten verhielten sich äußerst duldsam gegen ihre katholischen Untertanen. Der König Alarich II. (485—507) ging in seiner Großmut sogar so weit, daß er in einem besonderen Gesetz die Privilegien der in seinem Reiche lebenden Römer, seien sie weltlicher oder kirchlicher Natur, niederlegte. Übel wurde diese Toleranz von der Kirche belohnt. Nach Alarichs Tode konspirierten die katholischen Bischöfe in Spanien mit dem Frankenkönig, und die Westgoten büßten ihre gesamten Besitzungen in Südfrankreich ein. Auch in der Folgezeit zeigte es sich immer wieder, wie wenig die intrigante römische Geistlichkeit den Schutz verdiente. Schon unter Theudes (531 bis 548) wuchs der Einfluß der römischen Kirche, und jährliche Kirchenversammlungen zeugen von der umfassenden Organisation der römischen Kirche. Der König Leovigild (567—586), den wir bereits als einen der kräftigsten westgotischen Herrscher kennenlernten, mußte erfahren, daß die machtgierige römische Kirche einen tödlichen Zwist in seine eigene Familie hineinbrachte, der das Reich in seinen Grundfesten erschütterte. Im Bunde mit den Oströmern, die einige spanische Seestädte besaßen, den Franken und den ebenfalls katholischen Sueven erhob sich Leovigilds Sohn und Mitregent Hermenegild gegen den Vater. Viel nordisches Blut ist in dem von der Kirche geschürten Streit geflossen. Sie war die Nutznießerin des Krieges. Leovigild siegte zwar, er zertrümmerte das suevische Reich, er opferte den ungetreuen Sohn und ließ ihn hinrichten. Sein Andenken wird wegen dieser staatsnotwendigen Tat verdunkelt, und grausige Legenden hat die unerbittliche Kirche um ihn gewoben. Aber schon sein zweiter Sohn und sein Nachfolger Reccared I. (586—603), vorsichtiger als der Bruder, gab den arianischen Glauben preis. Er trat zur römischen Kirche über, führte die orientalische Sitte der Salbung und Krönung ein, begünstigte die Kirche in jeder Weise und ließ an die Stelle germanischen Rechts das römische treten. So untergrub er die Kraft des westgotischen Reiches. Er zerstörte ihre Wurzeln aber vor allem, indem er das Verbot der Ehen zwischen Westgoten und Römern aufhob und so einer Rassenmischung die Wege ebnete, die den westgotischen Staat zwangsläufig zum Untergang führen mußte. Hinter seinen Maßnahmen aber stand fordernd und schützend die römische Kirche! Wohl versuchten tüchtige Herrscher, den unvermeidlichen Verfall der westgotischen Macht aufzuhalten. Vor allem ragt Sisibut (612—621) hervor. Er vertrieb die Oströmer aus Spanien; er hat auch zum erstenmal die zersetzende Gefahr des Judentums, das sich in Spanien sehr stark entfaltet hatte, eingesehen. Wie irrte er aber, wenn er glaubte, durch deren Bekehrung zum Christentum ihren Geist zu wandeln! Spätere Herrscher, z. B. der Rebell Sisenand (631—636), mußten die Unterstützung durch die Kirche damit bezahlen, daß sie der Geistlichkeit hohe Vorrechte einräumten. Unter Reccesuinth (641 bis 672) wurde der Einfluß der Kirche sogar so stark, daß die westgotischen Kirchenversammlungen geradezu als gesetzgebende Behörden betrachtet werden müssen. Ihnen war allerdings ein Rat weltlicher Großen zugeordnet, aber an Zahl überwog das geistliche Element derart, daß die weltlichen Mitglieder dieser eigenartigen Reichstage nur den Zwecken der Tarnung dienten. König Wamba, ein tapferer Kämpfer, wurde das Opfer nichtswürdiger mönchischer Hinterlist (680). Die späteren Könige waren bloße Kreaturen der römischen Kirche. Die westgotische Geistlichkeit endlich trifft zusammen mit den Juden der unaustilgbare Vorwurf, an der völligen Vernichtung westgotischer Herrschaft in Spanien hervorragenden Anteil gehabt zu haben. Der Erzbischof von Sevilla, Oppas, rief den arabischen Feldherrn Tarik zum Kampfe gegen seinen eigenen König herbei und überlieferte so die ganze iberische Halbinsel dem Islam (711). Die Verräterei der Juden vollendete den Sieg des Morgenlandes. Die Reste der stolzen westgotischen Macht zogen sich in die unwegsamen Gebirge Asturiens zurück, wo sie den Kampf mit dem mächtigen Feind unter

ihren Führern Petrus und Pelagius erneut aufnahmen und so bald die Entstehung neuer christlicher Staaten im Norden der Halbinsel ermöglichten.

IV.

Mit den Arabern betrat eine neue Rasse den Boden Spaniens. Jahrhundertelang dauerte die Macht arabischer Staaten in Spanien, und erst das Jahr 1492 brachte ihren völligen Untergang. Doch noch über diese Zeit hinaus währte der Einfluß dieser neuen Rasse, die man die orientalische nennt, und nicht unwesentlich ist ihr Anteil an der Bildung des spanischen Volkes, wie sich dieses uns heute darstellt. Deshalb müssen wir, um die weitere Geschichte Spaniens zu verstehen, kurz auf die Merkmale der orientalischen Rasse eingehen. Mittelgroß und schlank, schmalköpfig und schmalgesichtig erscheinen uns diese Menschen. Auch die Nase ist schmal und erst im unteren Drittel gebogen; die Lippen sind wulstig. Haut, Haar und Augen sind dunkel. Die seelische Haltung ist besonders bemerkenswert, läßt sie uns doch den Siegeszug dieser Rasse, zugleich aber auch wieder ihr schließliches Absinken begreiflich erscheinen. Es ist eine Herrenrasse, für die Unabhängigkeit eine wesentliche Existenzbedingung ist. Stolz und zähe Willenskraft, Würde und Beherrschtheit sind die Ausflüsse dieses Geistes. Eigen ist dieser Rasse andrerseits aber auch Raublust und Grausamkeit und — als besonders hemmendes Merkmal für ihre Entwicklungsfähigkeit — eine eigenartige Starrheit des Empfindungslebens. Die Seele des orientalischen Menschen bleibt haften an der Oberfläche, und die ihm angepaßte Religion, der Islam, ist so recht das kennzeichnende Spiegelbild seines Charakters. Aus dieser Religion, die karg an Gemütswerten und arm an tiefer Symbolik, aber voll nüchterner und brauchbarer Lebensregeln ist, empfingen die Araber, als wichtigste Vertreter der orientalischen Rasse, jenen gewaltigen Impuls, der sie zu Herren des Mittelmeers machte. Den schweifenden Sinn beutegieriger Nomadenstämme richtete schon Mohammed auf die damalige Kulturwelt, wie er sie in den morschen Überresten des oströmischen Reiches vorfand. Als Bringer neuen Heils sollten die arabischen Stämme die Welt überfluten. Feuer und Schwert sollten ihnen dienen zur Bezwingung der Erde. Fanatischer Glaube verband sich hier mit tollkühnem Mut und unerschrockener Todesverachtung: das Geschick eines jeden war vorher bestimmt, aber nur dem Tapferen und Würdigen winkte Allahs Himmel. Gab es den Lohn nicht in dieser Welt, nun: dem heldenmütigen Kämpfer um den wahren Glauben blühte die Erfüllung im Jenseits. Mit überwältigender Begeisterung zogen jene Scharen unter der grünen Fahne ihres Propheten in den Kampf. In der kurzen Zeit von knapp 100 Jahren wurden ganz Arabien, Palästina, Syrien, Persien, Ägypten, Nordafrika und Spanien unterworfen. Der größte Teil dieser Länder wurde bis auf den heutigen Tag der Kultur des Abendlandes entrissen und geriet völlig unter orientalischen Einfluß. Allein Spanien vermochte sich, wenn auch nicht völlig, aus dem Untersinken in arabische Geistesverfassung zu retten.

Als die Araber in stürmischem Zug die pyrenäische Halbinsel überfluteten, fanden sie außer der westischen Urbevölkerung, vorderasiatischen Menschen und Juden, die ja auch zum nicht geringen Teil Blut orientalischer Rasse in sich tragen, eine allerdings mit fremdem Blut stark vermischte nordische Bevölkerung vor. Tatsächlich hat auch dieses Element in der ersten Zeit arabischer Herrschaft eine gewisse Bedeutung gehabt, ließen doch die Araber anfangs die christliche Kirche unbehelligt; sie begnügten sich mit der Erhebung besonderer Abgaben. Auch als sich durch Abd-er-Rahman I. (756—789) das Kalifat von Kordoba vom Kalifat des Ostens (Damaskus, später Bagdad) löste, behaupteten die Christen noch wichtige Staatsstellungen, vor allem in Verwaltung und Heerwesen. Erst mit dem wachsenden Widerstand der in Asturien gesammelten Reste der westgotischen Macht wandelte sich die Nachsicht, zumal sich auch vielfach christliche Bischöfe zu Schmähungen des Propheten hinreißen ließen. Unter Mohammed I. (852—886) sind dann die Christen unterdrückt worden. Ein gewisser nordischer Blutsanteil blieb gleichwohl auch im mohammedanischen Spanien erhalten, da gotische Geschlechter zum Islam übergetreten waren. Vor allem scheint sich aber das westische Blut verstärkt zu haben, stellte es doch bestimmt bei der später aus Nordafrika ein-

dringenden berberischen Bevölkerung, die sich aus fleißigen Bauern und Handwerkern zusammensetzte, einen erheblichen Anteil. Wir müssen uns auch hier, ähnlich wie wir es anläßlich der westgotischen Invasion taten, vorstellen, daß die Eroberer arabischer Rasse nur eine ziemlich dünne Herrenschicht darstellten. Sicherlich ist die Eigenart und erstaunliche Blüte mohammedanischer Kultur in Spanien nicht als typisches orientalisches Gewächs anzusehen, wenn auch starke arabische Bestandteile unverkennbar sind. Seinen bedeutendsten Höhepunkt erreichte das Kalifat von Kordoba unter Abd-er-Rahman III. (912–961). Es war das bestgefügte und bevölkertste Reich Europas zur damaligen Zeit. Man schätzt die Volkszahl dieses Staates, der etwas mehr als die Hälfte der pyrenäischen Halbinsel umfaßte, auf etwa 25–30 Millionen, während um 1800 ganz Spanien nur etwa 10 Millionen Einwohner hatte. War Spanien schon zur Zeit der Römer ein Exportland für die Produkte der Landwirtschaft und Fischerei, so blühte jetzt vor allem unter einer straffen Regierung Gewerbe und Handel auf. Ich glaube, daß weniger die Begabung der orientalischen Rasse, als vielmehr die äußeren Umstände, zu denen noch eine für die damalige Zeit sehr günstige verkehrsgeographische Lage hinzutrat, den glänzenden Aufstieg der mohammedanischen Macht in Spanien bewirkten; ja, daß vielmehr fremde und nicht zum geringsten Teil nordische Elemente mit teilhatten an der Ausgestaltung dessen, was wir heute maurische Kultur nennen.

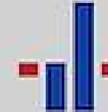
Der orientalische Mensch neigt nicht zur Problematik, nicht zur metaphysischen Betrachtung des Lebens! Seine Freuden sind irdische Freuden, derbe Sinnlichkeit beherrscht ihn, und nicht der Drang zur Erkenntnis der Tiefe ist ihm eigen. Ein philosophisches System hat der Islam nicht geschaffen; praktische Lebensregeln birgt der Koran; arabische Forschung geht nicht auf den Grund der Dinge. Nicht die tiefschürfende Philosophie des Plato regte die Araber an; der pedantische und nüchterne Vielschreiber Aristoteles, der die genialische Einheitlichkeit der platonischen Ideenwelt sprengte, wurde zum Lehrmeister der Araber. Aus diesem trüben Borne schöpfte sowohl die Philosophie des Ibn Roschd (genannt Averroes, geb. 1126, gest. 1198) als auch die Theosophie des Juden Maimonides (geb. 1135, gest. 1204). – Als besonderer Beweis für die Höhe und schöpferische Kraft maurischer Kultur werden uns die Baudenkmäler dargestellt, wie sie uns in der Omaijaden-Moschee zu Kordoba (vollendet unter Hakem II., 961–976) in der Giralda zu Sevilla und in der Alhambra zu Granada vor Augen treten. Auch hier erblicken wir in der maurischen Kunst nur eine Fortsetzung, nicht aber eine Umbildung spätantiken Erbes.

Während unter dem Wesir Mohammed (genannt Almansor), der statt des schwachen Kalifen Hischam II. (976–1010) die Regierung führte, noch einmal der Glanz mohammedanischer Waffen in Spanien hell erstrahlte, zerfiel bald nach seinem Tode das Reich der Omaijaden in mehrere unabhängige Fürstentümer. Innere Zwistigkeiten, die wohl im Zusammenhang standen mit der Entartung der orientalischen Rasse in Spanien, begünstigten das Vordringen christlicher Staaten. Unter dem Impuls der Religion versuchte im Jahre 1086 der fanatische Volksstamm der Morabiten unter der Führung des Jussuf ben Taschfin erneut, Spanien dem Islam zu unterjochen. Von Marokko und dem südlichen Spanien aus unternahmen sie verheerende Streifzüge, bis endlich die kriegerische Glaubenssekte der Mohaden ihre Macht zertrümmerte (1157). Aber auch ihre Herrschaft zerfiel bald, und übrig blieb seit dem Jahre 1250 als einzige arabische Besitzung das Königreich Granada (bis 1492).

V.

Schon in den Zeiten größter Entfaltung maurischer Kultur in Spanien bildeten und entwickelten sich aus den Resten westgotischer Macht neue kräftige Reiche. Der nordische Mensch hat den Islam abgelehnt. Seine dürstende Seele konnte nicht befriedigt werden durch die lediglich sinnlichen Freuden, die der Islam dem Gläubigen verhieß.

Erbittert wurde der Kampf aufgenommen. Wohl stand er unter dem Zeichen des christlichen Kreuzes, aber dieses lag im Bann nordischen Lebensgefühls. So stark war nordische Ge-



sinnung, daß sie das aus andern Wurzeln stammende Christentum bei seiner Missionstätigkeit unter den germanischen Stämmen wesentlich beeinflußte. Etwas von der heldischen Einstellung des nordischen Menschen ging in die Lehre des Heilands und ihre kirchliche Abwandlung über. Aus dem leidenden Dulder wurde der kämpfende Heerkönig. Als schönste Blüte dieser eigenartigen Verbindung zwischen nordischem Geist und Christentum aber erstand das mittelalterliche Rittertum. Diese große Genossenschaft des „Schildamtes", die sich über ganz Europa erstreckte, hatte ihre gemeinsamen Gesetze und Regeln. Reinhaltung des Blutes war ihre erste Forderung, Aufrechterhaltung der Ehre, strenge Disziplin und Zucht, Wahrung von Sitte und Anstand waren ihre Bedingungen. Nicht Geld und Gut waren erstrebenswerte Ziele: kriegerischer Ruhm, anständige, ehrliche Gesinnung, makellose Abstammung entschieden allein über den Wert des Mannes; Gottesdienst aber war Schutz der Schwachen und Hilflosen und endlich zwar unbarmherziger, aber offener, ebenfalls an bestimmte Regeln gebundener Kampf mit den Ungläubigen.

Auch in Spanien haben die Ritterorden das stärkste Verdienst an der Niederwerfung der maurischen Herrschaft. Um die Mitte des 12. Jahrhunderts entstanden in Kastilien die beiden Orden von Alcantara und Calatrava, in Galizien der von San Jago, auch von Compastella genannt, und in Portugal der Orden der Ritter von Avis.

Portugal

übrigens bildete schon im Jahre 1094 einen selbständigen Staat. Nur in den Jahren 1580 bis 1640 war es Spanien einverleibt. Wenn wir jetzt beobachten, daß es im Gegensatz zu Spanien eine gewisse Bedeutung bewahren konnte und auch erhebliche Teile seines Kolonialbesitzes zu halten vermochte, so glaube ich, dies weniger als eigenes Verdienst werten zu können: vielmehr hat sich Portugal schon seit den Tagen des schwarzen Prinzen (gest. 1376) einer starken Unterstützung durch England erfreut, die sich nach seiner Wiederherstellung als selbständiges Königreich im Jahre 1640 allerdings immer mehr zu einer Art Vasallenverhältnis ausgestaltete.

Die Ritterorden stellten verhältnismäßig selbständige christliche Heere dar. Während sie in unermüdlichem Eifer für das Christentum fochten, verzehrte sich die Kraft der spanischen Teilstaaten in ständigem Hader, und wir müssen leider oft genug feststellen, daß die Fürsten dieser Staaten sich nicht selten mit maurischen Herrschern verbündeten, um über andere christliche Staaten herzufallen. Aus der Vielzahl einzelner Staaten bildeten sich schließlich im christlichen Spanien zwei Reiche: Kastilien und Aragonien (1230). In Aragonien wurde die Stellung des Königs durch mächtige Große stark eingeschränkt. In Kastilien hingegen, wo das nordische Blut sich stärker behauptet hatte, gelang es den Herrschern nach langen Kämpfen, die freilich nicht ohne Rückschläge blieben, ein kräftiges autoritäres Regiment zu entfalten.

Schon durch Ferdinand III. von Kastilien (1230—1252) wurde die Macht der Mauren derart geschwächt, daß ihre völlige Vertreibung aus Spanien nur noch eine Frage kürzester Zeit zu sein schien. Wenn seit diesen Tagen nur geringe Fortschritte im Krieg mit den Bekennern des Propheten gemacht wurden, ja diese sich noch 2½ Jahrhunderte in Spanien halten konnten, obwohl ihre Macht durch äußere und innere Einflüsse zerrüttet war, so liegt dies daran, daß seitens der christlichen Herrscher erhebliche Fehler begangen wurden. Der spanische Adel begann die Gesetze des Blutes nicht mehr zu achten. Schon unter Ferdinand III. wurden vornehme Araber aus den eroberten Provinzen als Mitglieder des spanischen Adels anerkannt. Wir sahen oben, daß die katholische Kirche Rassenunterschiede als Wertmaßstäbe nicht gelten ließ. So überbrückte sie denn in den Zeiten beginnender Zersetzung des Rittertums die Bindungen, die sich dieses im Stolz auf die Bewahrung reinen Blutes auferlegt hatte. Schon unter Alfons X. von Kastilien (1252—1284), dem eine kurzsichtige Geschichtsschreibung den Beinamen „der Weise" gegeben hat, zeigten sich die Früchte dieses Verhaltens. Alfons selbst huldigte der Pracht und dem Glanz exotischer Sultane und verschwendete die kargen Mittel seines Landes zur Befriedigung seiner Eitelkeit.

Das aus den Zeiten schlimmster sittlicher Verwahrlosung des oströmischen Reiches stammende römische Recht vollendete damals seinen Siegeszug in Spanien. Um seinen Aufwand bestreiten zu können, griff Alfons zu dem Mittel der Münzverschlechterung. Die hierdurch entstehenden Verwirrungen in Gewerbe und Handel benutzten die Juden, die ihm auch den verhängnisvollen Vorschlag einer „Inflation" gemacht hatten, zu unerträglichen Wuchergeschäften. Seit Alfons X. haben denn auch die Juden als Finanzminister und Berater der spanischen Herrscher einen großen Einfluß auf die Politik ausüben können. Schließlich rief sogar Alfons X. im Kampfe mit seinem Sohn Sancho IV. (1284–1295) den König von Marokko zu Hilfe. Es darf hier auch nicht vergessen werden, daß Alfons X., dessen Mutter eine Tochter des Hohenstaufischen Kaisers Philipp von Schwaben (1198–1208) war, in den traurigen Zeiten des Interregnums den Titel eines römischen Königs erkaufte. Der Einfluß der Juden nahm unter seinen Nachfolgern noch zu. Alfons XI. (1312–1350) stellte an die Spitze der Finanzverwaltung den Juden Joseph, der sich in unerhörter Weise bereicherte, bis schließlich die Volkswut den König zur Beseitigung dieses Blutsaugers zwang. Aber schon kurze Zeit später dringen Juden erneut in Ministerstellen ein. Der Jude Samuel Levi war Schatzmeister unter Peter dem Grausamen von Kastilien (1350–1366) und hat diesen gräßlichen Wüterich in allen seinen Schandtaten nach bestem Können unterstützt.

Die Zeiten der Könige Alfons XI. und Peter I., die übrigens gleichartige Gesinnungsgenossen in den Königen von Aragonien und Portugal hatten, sind auch in anderer Hinsicht Beweis für eine verheerende Entartung und furchtbare Mißwirtschaft. Eine Vielweiberei riß ein, die auf den Einfluß orientalischer Gesittung zurückzuführen ist. Entsetzliche Ströme Blutes sind geflossen in den Kriegen, die Eifersucht und Haß, die primitive Liebes-Leidenschaft und Machtgier dieser Weiber entfesselten. Oft genug hat die Kirche sich nicht gescheut, die ehebrecherischen Verbindungen dieser Könige nachträglich anzuerkennen, und Bastarde aus diesen schändlichen Buhlschaften gelangten auf die spanischen und portugiesischen Throne, denn den Söhnen dieser Nebenfrauen wurden bald die gleichen Rechte wie den Kindern der rechtmäßigen Gemahlinnen eingeräumt. So mag denn in den Geschlechtern der Habsburger und Bourbonen, die sich mit den spanischen Dynastien vermischten, orientalisches und vielleicht sogar jüdisches Blut fließen!

Diese verderblichen Einwirkungen wurden freilich wieder zurückgedämmt, wenn tüchtige Herrscher und verantwortungsvolle Staatsmänner das Steuer des Staates in die Hand nahmen. Besonders merkwürdig ist die kurze Regierung Heinrichs III. von Kastilien (1390–1406). Bereits mit noch nicht 14 Jahren erklärte sich Heinrich III. für mündig (1393). Mit erstaunlicher Umsicht hat dann dieser junge Mensch zum Wohle seines Volkes regiert. Seine wichtigen finanzpolitischen Maßnahmen verband der König mit einem klugen Vorgehen gegen die Anmaßungen der katholischen Kirche, die ebenfalls seine Rechte zu schmälern suchte. Endlich förderte Heinrich III. mächtig die wachsende Seegeltung seines Landes und legte so den Grundstein zur künftigen Weltmacht. Die Wiederauffindung der Kanarischen Inseln geschah zu seiner Zeit. Selbst unter der schwachen Regierung seines Sohnes Johann II. (1406 bis 1454), dessen Zeit mit inneren und äußeren Unruhen erfüllt war, gingen diese Errungenschaften nicht verloren. Ein wenn auch skrupelloser, so doch kräftiger und kluger Staatsmann, Alvaro de Luna, hat den erneuten Fall verhindert. Gerade zu dieser Zeit hat übrigens der Herrscher des Nachbarreiches Aragonien, Alfons V. (1416–1458), in Süditalien Fuß gefaßt und die spanische Herrschaft für die Zeit bis zum Jahre 1713 begründet.

Alfons Enkel Ferdinand V., der Katholische (1479–1516), vermählte sich im Jahre 1469 mit der Erbin von Kastilien, Isabella I. (1474–1504). Beide Reiche wurden vereinigt (1479), und die ganze Kraft Spaniens, die sich so oft im gegenseitigen Hader zersplittert hatte, konnte sich nun voll und ganz nach vollzogener innerer Festigung der äußeren Entfaltung zuwenden. Granada, die letzte Stütze maurischer Macht auf der pyrenäischen Halbinsel, wurde genommen (1492), im gleichen

Jahre entdeckte der Genuese Kolumbus, der auf spanischen Schiffen eine abenteuerliche Fahrt gen Westen unternahm, um Indien zu erreichen, Amerika. Gemeinsam mit dem portugiesischen Schwestervolk ging Spanien daran, die Welt zu erobern. Die Erbin Spaniens, Johanna, heiratete Philipp den Schönen (I.) von Burgund (gest. 1506), den Sohn des deutschen Kaisers Maximilian I. (1493 bis 1519). Der Enkel Karl V. (als König von Spanien: Karl I. 1516—1556) vereinigte das Deutsche Reich, Spanien mit seinem gewaltigen Kolonialreich und Italien unter einem Zepter. Nie hat ein Reich einen größeren Umfang gehabt als Spanien zur Zeit Karls V. Nie hat ein Herrscher größere Länder regiert als dieser Monarch, in dessen Reichen die Sonne nicht unterging. Nie ist aber auch ein Staat schneller verfallen als dieses Weltreich; aber uns Heutigen öffnen sich die Urgründe dieses geheimnisvoll erscheinenden Geschicks.

VI.

In der riesigen Ausweitung des spanischen Weltreiches sehen wir noch einmal nordische Willenskraft, nordischen Schöpfergeist, nordische Erfindungs- und Gestaltungsgabe am Werk. Isabella I. selbst zeigt uns ein nordisches Äußere und nordisches Wesen. Freilich die Generation kühner Welteroberer, die mit einer Handvoll wagemutiger Gesellen ganze Kulturreiche unterwarfen, war nicht frei von fremden, unheimlich wirkenden Zügen. Orientalisches und vorderasiatisches Blut kreist in diesen Menschen. Diese Mischung gesellte den Tugenden großzügiger Planung und energischer Durchführung die Eigenschaften der Habgier und Grausamkeit, der Tücke und Hemmungslosigkeit hinzu. Die in der Renaissancezeit beginnende Loslösung des Individuums aus den Fesseln mittelalterlicher Bindungen, wie sie uns etwa im Rittertum, im Zunftwesen, in den Mönchsorden entgegentraten, und die Ausbildung der freien Persönlichkeit mußte Charaktere fördern, die mit der Kraft des Geistes rücksichtslose Eigensucht verbanden. In grauenhafter Weise tobt sich vorderasiatische Habsucht und Willkür, orientalische Roheit und Machtgier aus. So erscheinen zwar Fernando Cortez (geb. 1485, gest. 1547), vor allem aber Francisco Pizarro (geb. 1475, gest. 1541) und ihre Genossen, großartig in ihrer Zielsetzung, aber ebenso groß in Treulosigkeit und Verrat, in erbarmungsloser Härte und niedrigster Triebhaftigkeit.

Daß diese Naturen nicht fähig waren, aus den zerschlagenen Staaten neue Kulturreiche aufzubauen, beweist die spätere Geschichte der spanischen Kolonien in Amerika. Ja, die falsche, nur auf rücksichtslose Ausbeutung eingestellte spanische Kolonialpolitik hat sogar, so parador dies auch bei der Zunahme an Machtfülle auch klingen mag, zum Niedergang des Mutterlandes wesentlich beigetragen. Der mühelose Erwerb von Schätzen lockte gerade kräftige Naturen in Spanien zur Auswanderung. Wohl kehrte der junge Abenteurer mit Reichtümern beladen in die Heimat zurück, aber hier führte er ein faules Leben des Genusses, das nicht nur ihn, sondern auch seine Erben entnervte. Zu dieser moralischen und geistigen Entartung, die freilich auch schon als Folge rassischer Zersetzung zu werten ist, trat wieder als Auswirkung neuer Rassenverfall. Die geile Geschlechtsgier der von den Indianern oft als Götter verehrten Eindringlinge scheute nicht zurück vor unmenschlichen Vergewaltigungen harmloser und zutraulicher Indianermädchen. Aus den Bastarden aber entstand ein Mischvolk, das bald in die dünne Herrenschicht eindrang und diese aus der Herrschaft verstieß. Noch stärker wurde dieses Rassengemenge, seitdem die Kolonialverwaltung nach dem Hinschwinden der durch barbarische Unterjochung, vollständige Versklavung und übermäßigen Arbeitszwang gänzlich zermürbten indianischen Urbevölkerung zur Einfuhr von Negersklaven griff. Trotz starrer politischer Abhängigkeit vom Mutterland entwickelte sich in den Kolonien eben durch die rassische Vermischung eine neue Gesittung, die zwar spanisches Kulturerbe in verflachter Form in sich barg, aber Einflüssen von außen so stark zugänglich war, daß im Gefolge der Französischen Revolution und der Erschütterung des Mutterlandes ein verhältnismäßig leichter Abfall möglich war. Es entstanden nach dem vergeblichen Versuch des genialen Bolivar (geb. 1783, gest. 1830), ein einheitliches Reich zu schaffen, in Südamerika selbständige Staaten. Wenn diese

Staaten bis heute zu einer inneren Konsolidierung nicht gekommen sind, wenn sie durch dauernde Revolutionen erschüttert werden, wenn sich dort noch heute krassestes Elend neben protzigem Reichtum skrupelloser Geschäftemacher breitmacht, dann gibt auch hier die rassische Zusammensetzung vielfach die erforderliche Erklärung.

Noch zeugen mexikanische und südamerikanische Kathedralen von der kulturellen Leistung erster Eroberer und ihrer wenigen gleichgesinnten Nachfolger. Eigenartig geistern arabische Symbole durch die Welt der Renaissance und des Barock. Aber die Architektur ist nach dem Verfall des Churriguerismus, des spanischen Nationalstils des 18. Jahrhunderts (benannt nach Churriguera, gest. 1725), auch in Mexiko seelenlos, und Prunkpaläste in allen Stilarten, die sich sonderbar in dieser fremden Welt ausnehmen, „zieren" mit den scheußlichsten Produkten entseelter Technik, den modernen Türmen zu Babel, mit den Wolkenkratzern, die Hauptstraßen der Städte.

VII.

Die Trägheit des in den Kolonien satt und bequem gewordenen Neureichen erstickte den wirtschaftlichen Aufschwung Spaniens. Die mühelos errafften Schätze wurden sinnlos verpraßt. Der Tätige aber blieb in den Kolonien, wo im Gegensatz zur Heimat geringe Arbeit hohen Lohn ernten konnte. Die Begabten wanderten aus. Der Abfluß tüchtiger Menschen in die Kolonien war so stark, daß schon im 17. Jahrhundert zur Niederlassung in Südamerika eine besondere königliche Erlaubnis notwendig war. Doch da war es schon zu spät!

Aber diese Erschöpfung ist nicht die einzige Ursache für den Niedergang Spaniens. Wir können in der Vormachtstellung der Kirche kein Moment der Förderung geistigen, kulturellen und wirtschaftlichen Lebens sehen. Wohl hatte nordischer Geist das Weltbild des Christentums beeinflußt, aber nie wurde die Führung der katholischen Kirche frei von den Fesseln beengender Dogmatik und ähnlich dem Islam, wenn auch in weniger grober, vielmehr in gedanklich vertiefter Form, ist starrer Autoritätenglaube ihr wichtigstes Rüstzeug geblieben. Dieser aber mußte notwendigerweise geistigem Fortschritt feindlich sein. Die Zeit der Entdeckungen, die Renaissance und in ihrem Gefolge die Reformation befreiten die menschliche Seele aus der Sklaverei, in der sie die Kirche hielt. Der erbitterte Kampf endete in den nordischen Ländern mit der Niederlage der Kirche, und mächtig hob sich der freie Forschergeist zur Lösung tiefster Probleme. So wird das 16. Jahrhundert zur Epoche der Befreiung der Seele vom Zwang der Kirche, das 17. zur Zeit beginnenden Aufschwungs der Natur- und Geisteswissenschaften, das 18. zur Periode der Vertiefung dieser Erkenntnisse. Endlich das 19. Jahrhundert bringt den Sieg; jedoch ist es ein Triumph des Geistes, der die Seele nicht befriedigt.

Spanien aber hat diese ganze Entwicklung nicht mitgemacht. Es ist höchstens von ihr an der Peripherie berührt worden, ohne entscheidend beeinflußt zu werden. Wir kennen keinen spanischen Wissenschaftler, keinen spanischen Erfinder von Weltruf. Nach den Zeiten Calderons und Velasquezs ist die spanische Kunst, wenn wir den Churriguerismus und die einmalige Erscheinung eines Goya herausnehmen, karg und unfruchtbar geblieben.

Der Schatten der Kirche aber lag all die Jahrhunderte lang auf dem Land. Schon unter Ferdinand dem Katholischen (1479 bis 1516) herrschten zwei Kardinäle: Pedro Gonzalez de Mendoza (1478–1495) und Ximenes de Cisneros (1495 bis 1517). Die Besiegung der Mauren gab diesen Fanatikern den willkommenen Anlaß zur Entfaltung einer regen Missionstätigkeit, die sich jedoch nicht in überzeugender Werbung bewegte, sondern in eine grausame Verfolgung der Widerspenstigen umschlug. Als furchtbarste Frucht blinden Glaubenshasses entstand das geistliche Gericht der

Inquisition,

das infolge seiner geradezu raffinierten Grausamkeit und harten Unerbittlichkeit, infolge seiner entsetzlichen Folterungen und unmenschlichen Quälereien als schrecklichstes Tribunal der Weltgeschichte angesehen werden muß. Und doch war es das Geschöpf einer Kirche, deren Urheber einst predigte: „Liebet eure Feinde wie euch selbst! Tut wohl denen, die euch hassen." – Die Vermutung von der Ausübung ketzerischer

Gebräuche schon genügte den Richtern, gegen deren Entscheidung es keine Berufung gab, um einen armen Menschen zum Feuertod zu verurteilen. War dieser nun gar durch mühsame Arbeit und anstrengenden Fleiß zu einem gewissen Ansehen gelangt, um so mehr schnüffelten die Dominikaner-Patres, ob sie nicht eine Abirrung vom „reinen" Glauben entdecken konnten, denn das eingezogene Gut des „Ketzers" verfiel der Kirche. Wenn damals auch Juden vertrieben wurden, so traf sie dieses Geschick nur wegen ihres abweichenden Religionsbekenntnisses, und sie hatten dieses Los zusammen mit den übrigen „Ketzern", wie Protestanten und Mohammedanern, zu tragen. Es kann also von einer speziellen „Judenverfolgung" keine Rede sein. Die Juden, welche sich bekehrten — und ihre Zahl ist nicht gering gewesen —, wurden im Gegenteil hoch angesehen, und es stand ihnen der Weg zu den höchsten staatlichen und geistlichen Stellen offen. So war beispielsweise der grausamste Großinquisitor Torquemada (1483–1502), der in den Jahren 1481 bis 1498: 8800 „Ketzer" verbrennen ließ, ein getaufter Jude.

Die Unterdrückung und rücksichtslose Ausrottung aller Menschen, die sich nicht unter das jegliche geistige Entfaltung behinderte Joch der katholischen Kirche beugen wollten, wurden in noch stärkerer Weise betrieben, nachdem der Orden der Jesuiten durch den Papst Paul III. (1534–1549) bestätigt worden war (1540). Gründer der Societas Jesu war der Spanier Ignatius von Loyola (1492 bis 1556). Schon das Äußere dieses aus den baskischen Provinzen stammenden Mannes zeigt vorderasiatische Züge. (Siehe mittleren Bildteil des Novemberheftes der Reichsschulungsbriefe. Schriftltg.) In ungleich stärkerer Weise wird jedoch sein inneres Wesen von der Zugehörigkeit zu dieser asiatischen Rasse beherrscht. Und diese Einstellung hat denn auch die Eigenart des von ihm geschaffenen Ordens bestimmt. Ein lebloses Ding war das einzelne Mitglied, nur daseinsberechtigt als Teil der Gemeinschaft, ohne eigene Zwecke, ohne eigene Geheimnisse. Die geistige Unfruchtbarkeit des Ordens, in dem ja jede forschende Tätigkeit unmöglich war, findet ihren bezeichnendsten Ausdruck in jener eigenartigen Jesuitenmoral, welche die Berechtigung dieser Institution und ihre Handlungen rechtfertigen sollte. Talmudischer Rabulistik ähnlich bringt es die scholastische Spitzfindigkeit der Jesuiten dazu, daß selbst abscheuliche Greueltaten gerechtfertigt erscheinen. Oberstes Gebot blieb Erhaltung und Förderung der kirchlichen Macht.

Die Inquisition im Bunde mit dem Jesuitismus mußte alle geistige Entwicklung schon im Keime ersticken. Etwa 20 000 Menschen sollen zur Zeit Philipps II. (1556 bis 1598) mit keiner andern Aufgabe betraut gewesen sein, als der, „Ketzer" aufzuspüren. Die Opfer, die in den Kerkern schmachteten und einen grausigen Feuertod starben, sind nicht gezählt worden. In den spanischen Niederlanden ließ der „allerchristlichste" Herzog Alba allein 100 000 „Ketzer" hinrichten. Daß diese furchtbaren Mordtaten sogar als gottwohlgefällige Werke angesehen wurden, geht aus einer Äußerung des eifrigsten und „frömmsten" Dieners der katholischen Kirche, Philipps II., hervor, der einmal einem ihn um Gnade anflehenden „Ketzer" entgegnete, er würde selbst Holz herbeitragen, um seinen eigenen Sohn zu verbrennen, falls dieser ein Abtrünniger würde!

Unter Philipp II., der nach der Entsagung seines in den Händeln der Welt vorzeitig alt und mürbe gewordenen Vaters Karl V. (I.) Spanien und sein Kolonialreich, die Niederlande und große Teile Italiens erbte, schien sich eine weitere Machtentfaltung Spaniens vorzubereiten. Zwar die Ehe mit der Königin Maria I., der „Blutigen", von England (1553–1558), blieb kinderlos, und ihre Nachfolgerin, die protestantische Elisabeth (1558–1603) wurde Philipps erbittertste und gefährlichste Feindin; aber Portugal mit seinen reichen Besitzungen in Afrika, Asien und Amerika geriet nach dem Aussterben seiner Dynastie in spanischen Besitz (1580). Doch der Bau des Reiches war unterhöhlt. Die nördlichen Niederlande, in denen sich eine Bevölkerung nordischen Blutes gegen die Unterdrückung ihrer Gewissensfreiheit auflehnte, lösten sich in einem jahrzehntelangen, mit äußerster Heftigkeit geführten Heldenkampf von der spanischen Herrschaft (1566–1648). Die stolze Armada, Spaniens für unüberwindlich gehaltene Flotte, fand ein ruhmloses Ende im

Kampf mit den aufstrebenden Engländern, mit denen sich die Elemente des Meeres verbündet zu haben schienen. Hatte noch einige Jahre vorher der gewaltige Seesieg des Juan d'Austria über die Türken bei Lepanto (1571) ganz Europa mit Jubel erfüllt und Spaniens Seegeltung erneut unter Beweis gestellt, so bedeutete der völlige Untergang einer Kriegsflotte von 150 Schiffen, die zur Eroberung Englands auszog, einen Schlag, von dem sich Spanien nie wieder erholt hat (1588). Die Weltmachtstellung war schon damals gebrochen. Die spanische Landmacht aber verzehrte sich völlig in zwei Jahrhunderten auf den Schlachtfeldern in Portugal, Italien, Frankreich, den Niederlanden und Deutschland (Dreißigjähriger Krieg!).

Die Gestalt Philipps II. leuchtet in düsteren Farben aus diesem Zeitalter raschen Absinkens spanischer Weltgeltung hervor. Wie kein Monarch vor ihm hat er in unbeschränkter Machtvollkommenheit regiert; wie kein anderer Fürst aber auch hat er sich als Diener der Kirche betrachtet und ihr Heil vor das Wohl seines Volkes gestellt. In einem langen blutigen Kriege, in dem Spanien auf das Schlimmste verheert und verwüstet wurde, zerschmetterte er den Widerstand der Morisken, die zwar äußerlich zum Christentum übergetreten waren, aber an ihren alten Gebräuchen festhielten und deshalb grausam verfolgt wurden (1568–1571).

Philipp II. lebte in unnahbarer Zurückgezogenheit. In einsamer Stille regierte er ein Riesenreich. Eine gewaltige Kluft schied ihn selbst von seinen engsten Beratern. Unbeweglich blieb sein Gemüt bei den Erfolgen und Niederlagen seines Lebens. Und auch seine Religion war nicht die inbrünstige Sehnsucht einer suchenden Seele; sie war der stabilisierte Felsen jener Weltordnung, die aufrechtzuerhalten seine höchste Pflicht war.

Konnte schon die in ihrer unerbittlichen Strenge großartige, in der Geschlossenheit der Weltanschauung staunenswerte, in der Einsamkeit und Verlassenheit tragische Gestalt Philipps II. die Probleme seiner Zeit nicht meistern, um wieviel schlimmer mußte sich die Regierung unfähiger Nachfolger auswirken. Unter dem vollkommen stumpfsinnigen Philipp III. (1598–1621), der ganz unter der Herrschaft fanatischer Mönche stand, wurden die Morisken völlig ausgerottet.

Der Charakter der Staatsführung änderte sich auch unter Philipp IV. (1621–1665) nicht. Wohl zeigte der König scharfen Verstand und geistige Beweglichkeit, aber er sah die Regierungstätigkeit als lästige Ablenkung von der Beschäftigung mit der Jagd, den schönen Künsten und der Wissenschaft an. Er überließ bald alles dem Herzog von Olivarez (gest. 1645), einem zwar uneigennützigen, aber auch ungeschickten Staatsmann, der sogar zeitweise an krankhaftem Trübsinn litt. Auch Philipp IV. zeigte wie sein Großvater unwandelbare Ruhe, die bis zur Teilnahmslosigkeit für die Ereignisse der Politik ging. Wochenlang verharrte er in einem traurigen Ernst und redete kein Wort.

Den Künsten freilich widmete Philipp IV. seine höchste Gunst, ja er verschwendete sogar die knapp gewordenen Mittel seines Staates zur Förderung begabter Künstler. So erlebte denn unter seiner Regierung, welche die beginnende Verarmung unter dem Schimmer und Prunk glänzender Hoffeste verbarg, Spanien eine Zeit der Blüte von Dicht- und Malkunst, die europäische Geltung errang. Ja, spanische Mode und spanische Gesittung ist damals sogar tonangebend für ganz Europa geworden. Velasquez (1599–1660) malt seine einprägsamen Bilder mit der überlegenen Skepsis des in die Tiefe dringenden Künstlers, der unter dem prächtigen Schein die innere Hohlheit und Schwäche sieht. Die unnahbare Majestät (Philipp IV.) selber tritt uns als müder, resignierender, kränkelnder Mensch entgegen; nichts von Vergottung läßt ihm Velasquez! (Siehe die beiden letzten Bildseiten dieses Heftes. Schriftltg.)

Offenbaren so schon Velasquezs Bilder unter der prunkvollen Fassade die Leere und Ohnmacht der Zeit, so mag noch mehr aus den Dramen Calderons der innere Zwiespalt der Zeit ersichtlich sein. Calderon (1600–1681), der größte spanische Dichter und einer der ersten Klassiker der Weltliteratur, entstammt spanischem Uradel. Nordisches Blut wallt in seinen Adern. Trotz seltsamen orientalischen Einschlags verleiht es dem Dichter sein Gepräge. Obwohl ein treuer Diener der Kirche, hat sich Calderon an die Deu-

tung und Lösung der schwersten Probleme der Menschheit gemacht. Nie hat ein Dichter vor oder nach ihm ein derart umfangreiches Werk hinterlassen, das unermeßliche Schätze birgt. Über alle Zeiten hinweg wird sein Drama „Das Leben ein Traum" wirken. Zwar beweist es uns im Sinne streng-gläubiger, christlicher Philosophie die Eitelkeit alles Irdischen, aber es wendet sich auch ab von den Theorien des Fatalismus und der Prädestination. So ragt es aus der Gebundenheit katholischer Anschauung empor. Neben diesem ergreifenden Spiel stehen die Dramen, die in echt nordischem Geist vor allem die Ehre verherrlichen. Man denke etwa an das Stück „Der Arzt seiner Ehre". Gewaltiger aber noch erscheint „Der Richter von Zalamea", zumal hier in einer Zeit, wo Geistlichkeit und Adel allein in Ansehen standen und in fauler Trägheit verachtend auf das „niedere" Volk herabsahen, ein einfacher Bauer den Schänder seiner Tochter, einen Edelmann und Offizier, richtet. Doch neben diesen Schauspielen, die der nordischen Gefühlswelt entstammen, begegnen wir Dramen, welche die seltsame Doppelnatur Calderons offenbaren. Vollends die Lustspiele Calderons und seiner begabten Zeitgenossen, Tirso de Molina (1570–1640) und Moreto (1618–1669), zeigen wenig nordisches Gemüt. Die beschwingte Innerlichkeit und süße Herbheit nordischer Mädchengestalten, die vielleicht einzig und allein Calderons Werk „Des Gomez Arias Liebchen" anzudeuten vermag, suchen wir vergeblich in diesen Stücken.

So glich die Epoche des vornehm-müden Philipp IV. einer wundersam herrlichen Blüte, die im Treibhaus gezüchtet, im grellen Licht des Tages unfruchtbar dahinwelken muß.

Schon unter Philipp IV. drohte das Reich zu zerfallen. Portugal löste sich, Katalonien und Aragonien, von jeher feindlich dem zentralistischen Regiment von Madrid, strebten nach Unabhängigkeit. Der Aufstand wurde zwar niedergeschlagen, aber die Gärungen in den Provinzen hielten an. Holland, England und Frankreich rissen wichtige spanische und portugiesische Überseebesitzungen an sich und beschleunigten den Verfall der spanischen Handelsmacht.

Philipp IV. hinterließ zwar 32 uneheliche Kinder, aber nur einen schwächlichen, zum Regieren vollkommen untauglichen Erben, Karl II. (1665–1700). Dieser bedauernswerte Mensch schleppte die Last der Krone 35 Jahre. Körperlich elend und hinfällig, notorisch impotent, geistig siech und gebrechlich, war er ganz und gar in die Gewalt fanatischer Mönche gegeben. Eine bis zum Wahnsinn gesteigerte Angst vor der Gewalt des Bösen, der die Erbärmlichkeit seines Zustandes und die Unfruchtbarkeit seiner beiden Ehen zugeschoben wurde, vergiftete sein ganzes Leben.

Unter diesem König wandelte sich der letzte Rest spanischer Herrlichkeit in Staub und Asche. Die finanzielle Lage des Landes war verzweifelt. Im Jahre 1692 konnten keine Pensionen gezahlt werden, 1693 mußte ein Drittel der Hofbeamten entlassen werden. Der Zinsfuß der staatlichen Anleihen stieg — so sehr war das Zutrauen zur Staatsführung gesunken — auf 15 Prozent. Offener Ämterverkauf wurde seit 1682 üblich. Im Jahre 1695 wurden sogar die Stellungen der Vizekönige von Peru und Mexiko an den Meistbietenden versteigert. Im Innern des Landes hemmten Zollschranken zwischen den einzelnen Provinzen jeglichen Verkehr. Die Kosten der Hofhaltung und der dauernden Kriege führten zu ständigem Anziehen der Steuerschraube. Diese Abgaben belasteten aber nur Bauern, Handwerker und Kaufleute, die sich alle unter diesem Druck nicht erholen konnten. Die Einwohnerschaft Madrids sank von 400 000 im Jahre 1600 auf weniger als die Hälfte. Das spanische Heer aber bestand ums Jahr 1700 aus nur etwa 20 000 Mann.

Im Laufe von 100 Jahren war eine Katastrophe über ein Volk hereingebrochen, wie sie sich ärger nicht ausdenken läßt. Auswanderung der Fähigen, Vertreibung der Fleißigen, Hinmorden des geistigen Adels, Opferung der Tapferen in unzähligen Kriegen: das alles führte zum Untergang. Übrig blieb ein verarmtes unfreies Bauerntum, das einer Hierarchie von Pächtern, Generalpächtern und Großgrundbesitzern ausgeliefert war, ein verkommenes Flickhandwerk, ein der Bestechung zugängliches Beamtentum, ein fauler, träger Adel und eine reiche wohlgenährte Geistlichkeit. Sie war allein die Nutznießerin im allgemeinen Elend!

VIII.

Karl III. starb kinderlos (1700). Anspruch auf den Thron erhoben die Gatten seiner Schwestern: der Deutsche Kaiser Leopold I. (1658–1705) und der französische König Ludwig XIV. (1643–1715). Nach langem Krieg erwarb Ludwigs XIV. Enkel, Philipp V., die spanische Krone (1700 bis 1714). Süditalien allerdings fiel mit den südlichen Niederlanden (Belgien) an Österreich; Gibraltar aber kam mit Hilfe deutscher Truppen an England, das es nie wieder herausgab. Ebensowenig wie die Habsburger haben die Bourbonen dem Land Segen gebracht.

Das Schicksal Spaniens in den nun folgenden 200 Jahren gestaltete sich immer düsterer. Das gesamte gewaltige Kolonialreich ging bis auf kümmerliche Reste in Afrika verloren. Im Innern herrschte die Kirche und erstickte jede Regung freier Denkungsweise. So wurden die Reformen des Ministers Aranda (1767 bis 1773) durch den Beichtvater des Königs Karl III. (1759–1788), der in einer entsetzlichen Angst vor der Hölle und ihren Qualen lebte, vereitelt. Zwar war der heldische Geist im spanischen Volk nicht erloschen, wie es der verzweifelte Widerstand gegen die Heere Napoleons I. bewies, aber jenes Volk, das sich in grimmiger Wut gegen die äußeren Eindringlinge wehrte, trug geduldig die Tyrannei eigener Herrscher und gehorchte sklavisch den Geboten der Kirche.

Im 19. Jahrhundert

erschütterten blutige Bürgerkriege und das Eindringen des politischen Liberalismus, der sich mit der katholischen Kirche verbündet hatte, das unglückliche Land. König Ferdinand VII. (1813–1833) „der vollkommenste Schurke auf dem Throne", wie ihn ein „Amtsgenosse", König Ludwig Philipp von Frankreich, nannte, hatte seinen Bruder Karl zugunsten seiner dreijährigen Tochter Isabella (1833–1869) von der Thronfolge ausgeschaltet. Jahrzehntelang haben sich die Karlisten und die Anhänger der Isabella II. bekriegt. Zu diesen immerwährenden Unruhen kamen dauernde Regierungskrisen, die sich noch vermehrten, seit sich der Staat in eine konstitutionelle Monarchie wandelte. Zwischen 1814 und 1819 wechselten 30 Kabinette. In den Jahren 1833 bis 1858 „verbrauchte" Spanien 47 Ministerpräsidenten, 61 Minister des Äußeren und 78 Finanzminister. Um die leibliche und geistige Wohlfahrt des Landes war es schlimm bestellt. Die Einwohnerzahl belief sich um 1850 auf 14 Millionen. Nur die Hälfte des Bodens war bebaut. Nur ein Viertel der schulbedürftigen Jugend erhielt einen völlig in den Händen der Geistlichkeit ruhenden Unterricht. Obwohl die Kirche schon einen riesenhaften Grundbesitz besaß, überschritten doch in einzelnen Provinzen die Kosten für den Kultus den ganzen Steuerertrag. So stark war die Macht der katholischen Kirche, daß noch im Jahre 1861 zwei Spanier wegen des „Verbrechens" evangelischen Bekenntnisses und der Verbreitung der Bibel zu einer Galeerenstrafe von 7 Jahren verurteilt wurden.

Auch in den letzten Jahren der Monarchie haben sich die Zustände trotz verheißungsvoller Ansätze, so vor allem unter der im Volke freilich nicht verwurzelten und allzusehr kirchlich orthodox eingestellten Diktatur des Primo de Rivera, kaum wesentlich gebessert.

Eine Reihe statistischer Daten wird uns diese Behauptung veranschaulichen. Die gebotenen Ziffern beziehen sich aus naheliegenden Gründen auf die Zeit vor dem Einbruch der allgemeinen Weltwirtschaftskrise. Da

Vergleiche

zwischen spanischen und deutschen Verhältnissen gebracht werden sollen, würde ja auch eine Gegenüberstellung von Zahlen aus dem zerrütteten Spanien der Republik (seit 1932) und Ergebnissen der Wirtschaftsstatistik des neu erstarkten Deutschen Reiches gar zu klaffende Unterschiede zeigen!

Spanien besitzt auf einer Fläche, die fast 10 Prozent größer als die des Deutschen Reiches ist, eine Bevölkerungszahl von nur etwa ein Drittel des Deutschen Reiches, nämlich 23 Millionen Einwohner. In Spanien leben auf dem Quadratkilometer 42, in Deutschland 134 Personen. Spanien ist immer noch vorzugsweise Agrarland. 56,2 Prozent aller Erwerbstätigen waren 1910 in der Landwirtschaft, 14,6 Prozent in Bergbau und Industrie, 5,4 Prozent in Handel und Verkehr beschäftigt.

(Für Deutschland lauteten die Ziffern 1925: 30,5 Prozent, 41,4 Prozent und 16,5 Prozent.) Man sollte nun meinen, daß diese breite landwirtschaftliche Grundlage bei der geringen Bevölkerungsdichte gesunde wirtschaftliche Verhältnisse hätte bewirken können. Doch die äußerst ungünstige Verteilung des Grundbesitzes machte jegliche Entfaltung der Landwirtschaft unmöglich. Während Deutschland 20 Millionen Hektar Ackerland besitzt, hat Spanien nur deren 15 Millionen aufzuweisen. Die Ödlandflächen sind riesig. Die Waldbestände sind nach den starken Abholzungen für den Flottenbau sehr zusammengeschrumpft; an systematische Wiederaufforstung dachte niemand. Betrug die Waldfläche in Deutschland heutigen Umfangs vor dem Weltkriege etwa 12,6 Millionen Hektar, so belief sich diese im wesentlich größeren Spanien im Jahre 1912 auf nur 4,8 Millionen Hektar. Der meist sehr extensiv bewirtschaftete Grund und Boden befand sich in Spanien zu 40 Prozent im Besitz von nur 12 000 Familien. Weitere 20 Prozent gehören 75 000 Familien. Ein enormer Anteil fiel ferner auf den Besitz der Kirche und des Staates. Der Großgrundbesitzer als eigentlicher Herr des spanischen Bodens bewirtschaftete seine Güter nicht selbst. Ein Generalpächter verpachtete den Grundbesitz wieder an Hauptpächter, und diese zergliederten ihn weiter. Bei einem Vergleich zwischen Spanien und Deutschland ergibt sich ein schneidender Gegensatz, der so recht die traurige Lage der spanischen Landwirtschaft erhellt.

Es belief sich der Hektarertrag in Doppelzentnern im Jahre 1927 in:

	Spanien	Deutschland
bei Weizen auf . . .	9,0	18,8
bei Roggen auf . .	9,2	14,5
bei Gerste auf . . .	11,1	18,5
bei Hafer auf	7,4	18,3

Die Vergleichszahlen beim Viehstand beweisen den Tiefstand der spanischen Landwirtschaft. Die starke Schafzucht kennzeichnet die Extensivierung. Es zeigt sich die folgende lehrreiche Gegenüberstellung. (Die deutschen Zahlen stammen aus dem Jahre 1927, die spanischen aus 1924.)

Viehstand in Millionen Stück in:

	Spanien	Deutschland
Pferde	0,6	3,8
Maultiere u. Esel	2,1	–
Rindvieh	3,4	18,0
Schweine	4,2	22,9
Schafe	18,5	3,8
Ziegen	3,8	3,2

Die geringe Nutzbarmachung des spanischen Bodens wurde nicht etwa ausgeglichen durch eine kräftige Industrie, nein: wir sahen schon, daß in der Industrie nur 14,6 Prozent der Erwerbstätigen ihr Brot fanden (in Deutschland: 41,4 Prozent). Die Produktionszahlen zeigen uns weiterhin die verhältnismäßig schwache Bedeutung der Industrie für das spanische Wirtschaftsleben. Man vergleiche die folgende Statistik aus dem Jahre 1926.

Produktion in 1000 Tonnen:

	Spanien	Deutschland
Steinkohle . .	6 536	145 296
Braunkohle .	400	139 151
Eisenerze . . .	3 182	4 793*)
Kupfererze . .	3 937	915*)
Roheisen . . .	489	9 636
Rohstahl	614	12 226

*) Sehr geringe Lager.

Wir sehen – dies ist charakteristisch für die spanische Industrie – wohl eine starke Ausbeute der Erzlager, aber diese Erze werden nur zum geringen Teil im eigenen Lande verarbeitet, sondern direkt als Rohprodukt ausgeführt. Die wertvolle Verarbeitungsindustrie ist noch wenig entwickelt.

Die Verkehrsstatistik ergänzt unsere Eindrücke von der wirtschaftlichen Schwäche Spaniens. Die Länge der im Betriebe befindlichen Eisenbahnen betrug im Jahre 1925 in Spanien 15 572 Kilometer, in Deutschland 58 156 Kilometer. Auf 100 Quadratkilometer Fläche kamen somit in Spanien 3,1 Kilometer Bahnlänge, in Deutschland hingegen 12,3 Kilometer. Der Raumgehalt der spanischen Handelsmarine stellte sich 1928 auf 1 164 272 Registertons brutto, der der deutschen auf 3 777 251 Registertons brutto und der der italienischen auf 3 428 817 Registertons brutto. Sogar die Handelsflotte des kleinen

Griechenland hatte einen größeren Raumgehalt als die Spaniens (Griechenland 1928: 1 187 508 Registertons brutto). So sehr ist die Seegeltung Spaniens, das einst die Meere beherrschte, gesunken.

Das wirtschaftliche Elend prägt sich auch aus in den Zahlen der Bevölkerungsstatistik. Zwar ist die Geburtenziffer (Geborene auf 1000 Einwohner) verhältnismäßig hoch (1927: 28,6; in Deutschland 18,3), aber auch die Sterbeziffer ist größer als in Deutschland (Spanien: 18,9; Deutschland 12,0). Die hohe Säuglingssterblichkeit (1927 in Spanien 12,7 Gestorbene unter einem Jahr auf 100 Lebendgeborene, in Deutschland 9,7) wirft ein bezeichnendes Schlaglicht auf die Mängel der Bevölkerungspolitik in Spanien. Dies geht auch aus der Todesursachenstatistik hervor. Auf 10 000 der mittleren Bevölkerung starben im Jahre 1926:

	Spanien	Deutschland
insgesamt	190,1	116,8
an Tuberkulose	15,0	9,8
an Darmkatarrh und Brechdurchfall	21,8	3,5

Der schlechten Fürsorge für die Volksgesundheit entspricht eine höchst rückständige geistige Bildung. Im Jahre 1900 kamen in Spanien auf 10 000 Einwohner 6 378 Analphabeten. Über die Hälfte der Bevölkerung konnte damals weder lesen noch schreiben! Zum Vergleich sei angegeben, daß die gleiche Ziffer für Finnland im Jahre 1901: 148 war und daß sie sich in Preußen sogar im weiter zurückliegenden Jahr 1871 nur auf 1217 stellte. Dieser Tiefstand der Volksbildung wird verständlich, wenn man erfährt, daß der Unterricht fast durchweg in den Händen der ungebildeten Geistlichkeit lag. Mädchen vor allem genossen einen ganz besonders oberflächlichen Unterricht. Konnte es bei einem solchen Verfahren wundernehmen, wenn auch die Knaben, deren häusliche Erziehung doch von diesen unwissenden, abergläubisch-bigotten Frauen besorgt wurde, bei dem kärglichen, nur den Bedürfnissen der katholischen Kirche angepaßten Unterricht in kümmerlichem Bildungsstand verblieben? Schon hierdurch wurde jeder Fortschritt verhindert, und Spanien geriet gegenüber den Kulturnationen immer mehr in Rückstand. Demgegenüber führte eine Unzahl Geistlicher ein bequemes und faules Schmarotzer-Dasein. Um 1900 gab es in Spanien 9 Erzbistümer und 46 Bistümer, etwa 32 500 Weltpriester, 1700 Mönche und 14 600 Nonnen. Protestanten zählte Spanien im Jahre 1877 nur 6654!



Daß diese verheerenden sozialen und kulturellen Zustände einen nur allzu aufnahmefähigen Nährboden für kommunistische Irrlehren abgeben mußten, wird jedem begreiflich sein. Der Liberalismus erwies sich auch hier als Wegbereiter bolschewistischen Gedankengutes. Er trieb die vernachlässigten und durch geschickte Agitatoren sich befehdender politischer Parteien in beständiger Unzufriedenheit gehaltenen, aufgewiegelten Massen in die Arme moskowitischer Sendboten. Nicht wenig hat auch die eigentümliche Rassenmischung des spanischen Volkes zu dieser Entwicklung beigetragen. Das Vorwiegen der urteilslosen, zur Oberflächlichkeit neigenden westischen Rasse, das Einsickern ostischer Menschen in der Neuzeit, die als Rasse vorsichtiger, nüchterner, aber mißtrauischer und neidvoller Kleinbürger dem Liberalismus zuneigte, der orientalische Einschlag, der Fanatismus und Grausamkeit offenbarte, endlich die verhängnisvolle Beigabe vorderasiatischen Blutes mit seinem tiefen Haß gegen Hohes und Edles, schließlich auch der Schuß Negerblut, der durch die Kriegsscharen der späteren Mohammedaner hereingeflossen ist — alle diese Faktoren, die mehr der Zersetzung als dem Aufbau zu dienen scheinen, erklären die geschilderte Entwicklung.

Erst in allerletzter Minute haben sich die Abwehrkräfte gegen den Verfall in bolschewistische Kulturlosigkeit gesammelt, und ich möchte meinen, daß unter den Streitern des General Franco nordisches Blut zusammen mit den besten Elementen westischer und orientalischer Herkunft um eine neue Gestaltung Spaniens ringt. Wenn diese Kräfte den Weg zum ganzen spanischen Volk gefunden haben werden, wenn ihre Aufbauarbeit frei ist von den Schlacken des politischen Katholizismus, des Liberalismus und des Bolschewismus, dann möchten wir glauben, daß auch dieses schwer geprüfte, schöne Land mit seiner stolzen, heimat- und vaterlandliebenden Bevölkerung einer besseren Zukunft entgegengeht!

Das deutsche Buch

„Nationalsozialistisches Jahrbuch 1937!"

Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf. G. m. b. H. Berlin — München.
356 Seiten. Leinen 1,40 RM.

Das Nationalsozialistische Jahrbuch, das unter Mitwirkung der Reichsleitung der NSDAP. alljährlich herausgegeben wird, ist schon deshalb ein unentbehrliches Rüstzeug für jeden Nationalsozialisten, weil in ihm führende Männer der Partei das Wort zu grundlegenden Darlegungen nationalsozialistischen Gestaltungswillens ergreifen. Jahr für Jahr wird hier fortlaufend die Geschichte der Bewegung niedergelegt und vermittelt so ein Spiegelbild der Arbeit der Partei. Neben einer Übersicht sämtlicher Gliederungen der Partei werden im Jahrbuch 1937 Entstehung und Aufbau der Zeitungen und Zeitschriften des Zentralverlages der NSDAP. behandelt, die jedem Deutschen ein unentbehrlicher Begleiter für das tägliche Leben geworden sind.

Im gleichen Verlag erschienen:

NSDAP.-Standartenkalender 1937
Preis 1,80 RM.

NS.-Frauenkalender 1937
Preis 1,20 RM.

Prächtige Kunstdrucke mit Bildern aus Heimat, Geschichte und Bewegung heben diese Kalender über die Masse anderer Druckwerke gleicher Bestimmung heraus. Sie gehören daher zur Jahreswende in jedes deutsche Heim.

Adolf Hitler:

„Volk und Rasse!"

aus „Mein Kampf", mit einem Vorwort von Dr. Walter Groß.

Zentralverlag der NSDAP.

Hillgers Deutsche Bücherei Nr. 600. Alleinauslieferung: H. Hillger-Verlag, Berlin W 9. Geh. 20 Pfg. (ohne Umschlag 15 Pfg.), kartoniert 35 Pfg.

Der weltanschauliche Kampf unserer Zeit verlangt von jedem ehrlich ringenden Volksgenossen, daß er sich mit den klaren und eindeutigen Worten des Führers, wie sie in seinem Buch „Mein Kampf" niedergelegt sind, vertraut macht. Es ist deshalb ein besonderes Verdienst der beiden Verlage, eines der wesentlichsten Kapitel des Führerwerkes, den Abschnitt „Volk und Rasse" in einer billigen, geschmackvoll ausgestatteten Sonderausgabe herausgebracht zu haben. Mit diesem Heft kann der Kerngehalt des Nationalsozialismus, der Rassengedanke, durch die sorgfältige Auswahl aus „Mein Kampf", millionenfach ins Volk getragen werden. Das Heft dürfte nicht nur als längst gewünschtes Material für die Schulungsarbeit der Partei und ihrer Gliederungen begrüßt werden, sondern jede Dienststelle wird es sich angelegen sein lassen, dieses Werk in jedes Haus zu bringen.

Dr. Friedrich Burgdörfer:

„Volks- und Wehrkraft."

Alfred Metzner-Verlag, Berlin SW 61. 138 S. (mit 13 Abb.), kart. 2,70 RM.

Der Verfasser des im vorliegenden Heft erscheinenden Aufsatzes beweist in diesem Buch, wie bedeutungsvoll die Erkenntnisse der Biologie für die Zukunft des deutschen Volkes sind. Er zeigt, daß nicht nur die Zahl der Menschen über das Schicksal eines Volkes entscheidet, sondern allein die Zahl der Träger von Kraft und Tüchtigkeit, von Gesundheit und Leistung. Die Wehrkraft des deutschen Volkes kann für alle Zeiten nur dann gesichert sein, wenn die Volkskraft als natürliche Grundlage vorhanden ist. Trotz des sehr erfreulichen Geburtenaufschwunges seit 1933 haben wir unser biologisches Existenzminimum leider noch nicht erreicht.

Das auf den neuesten Stand gebrachte Zahlenmaterial dieser Schrift unterstreicht anschaulich und mahnend die Ausführungen des bekannten Bevölkerungsstatistikers. Wer auf diesem wichtigen Lebensgebiet der Nation nach Klarheit der Lage forscht, der möge dieses Buch zur Hand nehmen. Es kann nicht eindringlich genug empfohlen werden.

Literaturverzeichnis zum Aufsatz: Mahnung und Erinnerung

Rosenberg, Alfred: Der Mythus des 20. Jahrhunderts. Zentralverlag der NSDAP. Eher Nachf., München-Berlin.
Günther, Hans F. K.: Rassenkunde Europas.
— Rassenkunde des deutschen Volkes.
— Rassenkunde des jüdischen Volkes.
F. J. Lehmanns Verlag, München.
Fritsch, Theodor: Handbuch der Judenfrage. Hammer-Verlag, Leipzig.
Ranke, Leopold von: Weltgeschichte. Verlag Hoffmann u. Kampe, Hamburg.
— Die römischen Päpste in den letzten vier Jahrhunderten. Krystall-Verlag, Hamburg.
— Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation.
Schlosser, Friedrich Christoph: Weltgeschichte, Bln.
Jäger, Oskar: Geschichte der neuesten Zeit vom Wiener Kongreß bis zur Gegenwart, Berlin, 1893.
Gleichen-Rußwurm, Alexander von, und Wenker, Friedrich: Kultur- und Sittengeschichte aller Zeiten und Völker. Hoffmann-Verlag, Hamburg.
Adalbert von Bayern, Prinz: Das Ende der Habsburger in Spanien. Bruckmann-Verlag, München.
Calderon: Gesammelte Werke, herausgegeben von Wolfgang von Wurzbach, Leipzig.
Hamann, Richard: Geschichte der Kunst, Berlin.
Knaurs Weltgeschichte. Verlag Th. Knaur, Berlin, 1935.
Lufft, Hermann: Geschichte Südamerikas, Berlin.
Diepgen, Paul: Geschichte der Medizin, Berlin. Beide Werke: Verlag de Gruyter.
Schwegler, Albert: Geschichte d. Philosophie. Verlag Phil. Reclam jr., Leipzig.
Stat. Jahrbuch für das Deutsche Reich, 1915 und 1928.
Wörterbuch der Volkswirtschaft. Verlag Fischer, Jena, 1911.

Zu unseren Bildern:

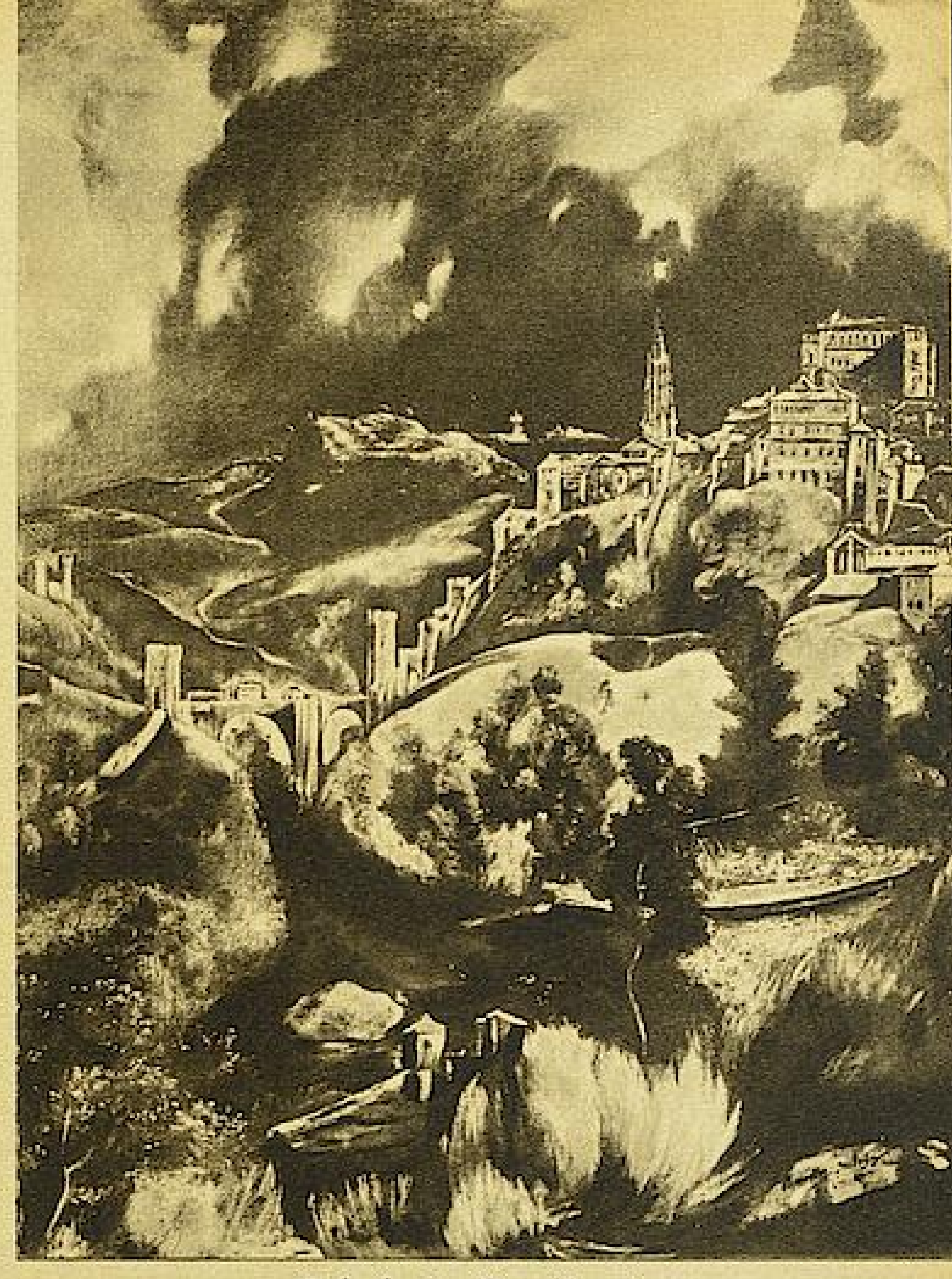
Bildseite 1: Aufnahme: Scherl-Bilderdienst, Berlin SW 68.
Bildseite 2: Wagner, Aus dem „Corpus Imagnium" der Photographischen Gesellschaft, Berlin W 35.
Bildseite 3, 4, 5, 7 und 8: Alle Aufnahmen: Dr. F. Stoedtner, Berlin C 2, Kaiser-Wilhelm-Straße 55.
Bildseite 6: Aufnahmen: Historia-Photo GmbH., Berlin W 30.
Zeichnungen: Grundemann und Busch, Berlin.

Auflage der Dezember-Folge: 1 375 000

Nachdruck, auch auszugsweise nur mit Genehmigung d. Schriftl. Herausgeber: Der Reichsorganisationsleiter, Hauptschulungsamt. Hauptschriftleiter und verantwortl. für den Gesamtinhalt: Franz H. Woweries, M. d. R., Berlin W 57, Potsdamer Str. 75. Fernruf B 7 Pallas 0012. Verlag: Zentralverlag der NSDAP. Franz Eher Nachf. G. m. b. H., Berlin SW 68, Zimmerstraße 88. Fernruf A 1 Jäger 0022. Druck: M. Müller & Sohn K. G., Berlin SW 19.



Philipp IV. von Spanien
von Diego de Sieva Velasquez (1599-1660)



Toledo im Gewittersturm
Gemälde von Dominico Theotocopuli: „El Greco" (etwa 1548-1614)



Würfelnde Knaben



Kopfreinigung



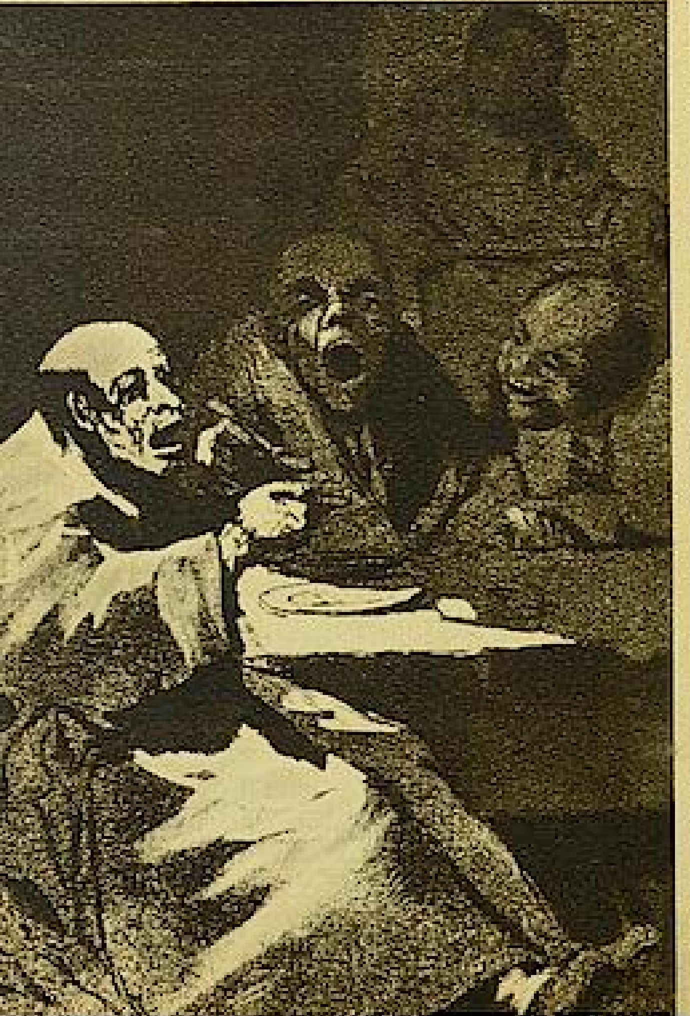


Jesus treibt die Händler aus dem Tempel, Gemälde von Dominico Theotocopuli „El Greco"

Stierkampf auf dem Dorf
von Francisco Goya
(1746–1828)

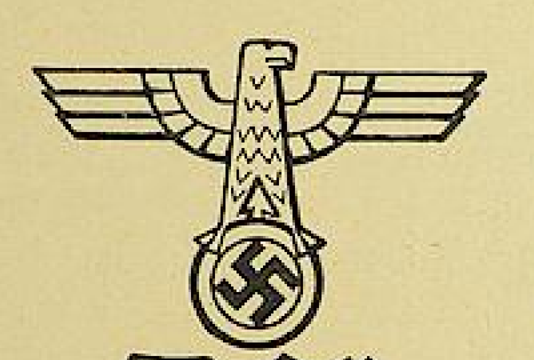


Die
Gier der Mönche
von Francisco Goya





Niedermetzelung der Madrider Bevöl-
kerung durch die Franzosen (2. 5. 1808)



Inhaltsübersicht der Jahrgänge 1934–1936

Der Schulungsbrief

Herausgeber: Reichsleiter Dr. Robert Ley

Zentrales Monatsorgan der NSDAP. und der DAF.

Deutsche Geschichte

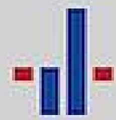
Männer für Deutschland

Blut und Rasse

Krieg im Frieden

Aus der Bewegung

Allgemeines



Deutsche Scholle

3 grundsätzliche Fragen über den „Völkischen Beobachter"

1. Schreibt der „Völkische Beobachter" nur für den Mann?

Nein! – Schon sein politischer und weltanschaulicher Teil ist gleichermaßen an den deutschen Mann wie an die deutsche Frau und deutsche Mutter gerichtet, die ja heute mehr denn je Kamerad des Mannes und Mitgestalterin deutschen Schicksals ist. Daneben aber pflegt der VB. in bewußter Steigerung die besonderen Interessengebiete seiner weiblichen Leserschaft durch weiteren Ausbau seines unterhaltenden Teils, durch die Wahl wertvoller Romane, guter Kurzgeschichten und durch Behandlung von Fragen des täglichen Lebens. Dies alles freilich ohne falsche „Gartenlauben-Romantik" und „Briefkasten-Intimitäten". Hunderttausende deutscher Frauen wissen ihrem VB. Dank dafür!

2. Ist der „Völkische Beobachter" ein Sensationsblatt?

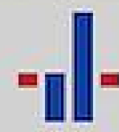
Nein! – Als führende Zeitung des Staates und als maßgebender und amtlicher Nachrichtenträger des Reiches sind dem VB. Aufgaben gestellt, bei denen die politischen und weltanschaulichen Fragen unserer Zeit im Vordergrund stehen müssen. Den lokalen Ereignissen und Einzelgeschehnissen des Alltags räumt der „Berliner Beobachter" im „Völkischen Beobachter" genügend Raum ein, ohne sie dabei, wie oft eine gewisse Boulevardpresse, anreißerisch herauszustellen und über ihre Bedeutung hinaus zurechtzustutzen. Über das Einzelschicksal und das lokale Ereignis stellt die Berichterstattung des VB. immer den Gedanken des Volksganzen. Der VB. ist deshalb bewußt nicht „sensationell", was mit „Aktualität" keineswegs etwas zu tun hat, denn nicht die Schlagzeile einer Zeitung ist entscheidend für schnelle, aktuelle und gewissenhafte Berichterstattung, sondern Verantwortung und Wahrheit, politischer Instinkt und weltanschauliche Haltung.

3. Nimmt der „Völkische Beobachter" Anzeigen von Juden und Warenhäusern auf?

Nein! – Die Haltung des „Völkischen Beobachter" ist in dieser Frage eindeutig durch das Programm der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei bestimmt. Anzeigen von Juden und Warenhäusern finden grundsätzlich keinen Raum im „Völkischen Beobachter"! Firmen, über die in dieser Hinsicht Zweifel geäußert werden könnten, werden von den zuständigen Stellen der Partei genau auf ihre Besitzverhältnisse hin geprüft und finden im VB. grundsätzlich erst nach Erteilung eines Unbedenklichkeitsvermerkes Aufnahme.

Völkischer Beobachter

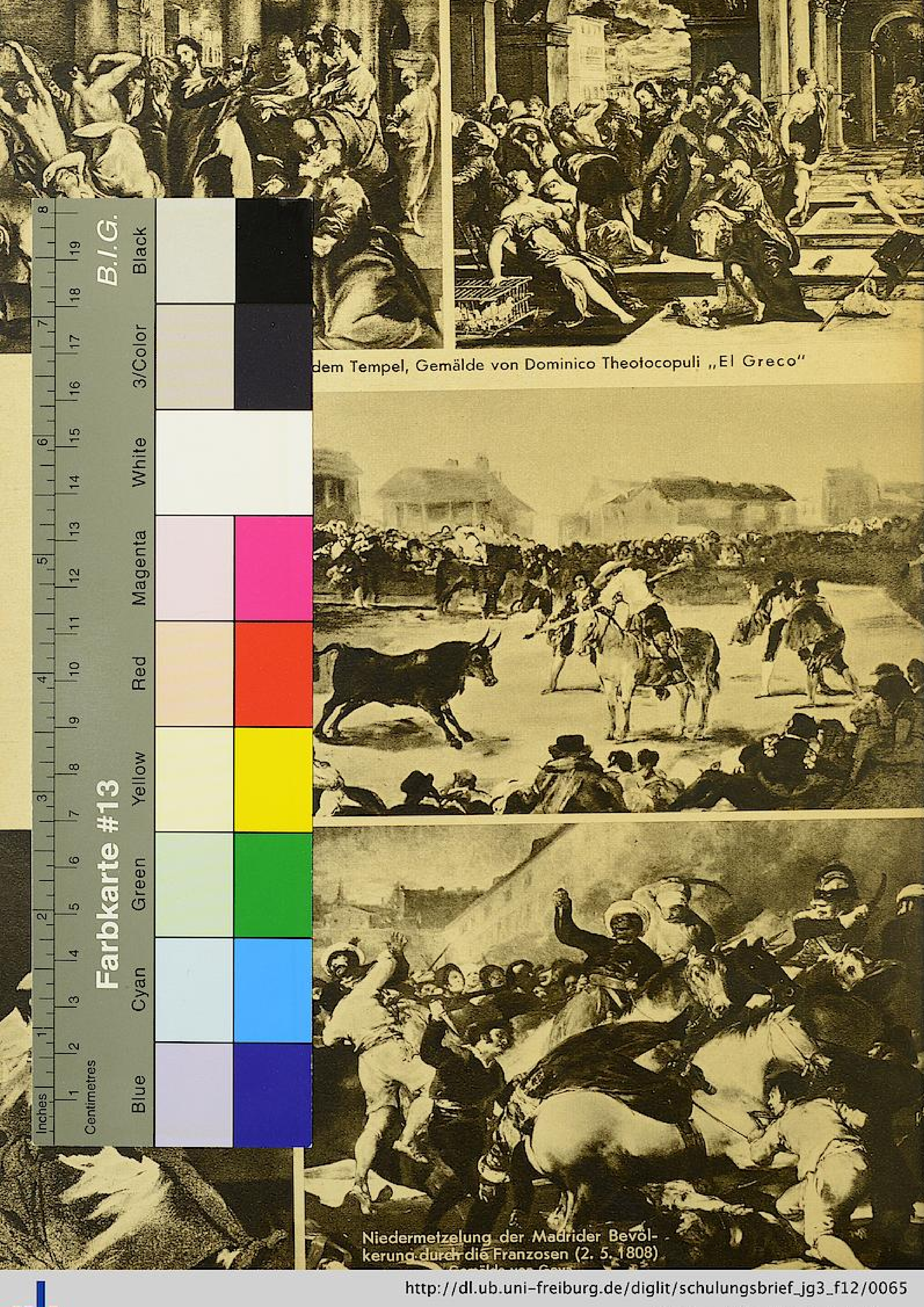
Die Zeitung des Reiches der Freiheit und Ehre





Titelseite: Prof. Tobias Schwab

Oben: Gau=Ehrenzeichen des Gaues Berlin der NSDAP.



…dem Tempel, Gemälde von Dominico Theotocopuli „El Greco"

Niedermetzelung der Madrider Bevölkerung durch die Franzosen (2. 5. 1808)